

Die Chemie des Romans

Nachwort

Von Maike Albath

Primo Levi hält ein Spielzeugauto in den Händen. Die Kamera fokussiert zuerst seine Finger, die mit der Geschicklichkeit eines Uhrmachers in das Fahrzeug hinein greifen, es drehen und wenden. „Levi, was treibst du da?“ dröhnt eine Stimme mit unverkennbar römischer Kadenz aus dem Off. Jetzt schaut der Schriftsteller auf: „Ich versuche, ein Modellauto meines Sohnes zu reparieren“, gibt er höflich Auskunft. Der flamboyante Reporter des italienischen Fernsehens RAI Luigi Silori, Moderator beliebter Literatursendungen und berühmt für seine Fähigkeit, die Gäste durch seine informelle Art zum Reden zu bringen, ist sichtlich um eine entspannte Atmosphäre bemüht. Sein Sohn sei ein Fanatiker, was Spielzeugautos angehe, erklärt Primo Levi mit einem zurückhaltenden Lächeln. „Du auch?“, hakt Silori nach. Levi wehrt ab, nein, nein, er nicht. Pause. „Wollen wir ein bisschen plaudern?“, fragt der römische Gast weiter. „Natürlich gern“, sagt der Schriftsteller, aber in den ersten Minuten dieses TV-Porträts spricht vor allem der Interviewer. Levi, untadelig in Anzug und Krawatte gekleidet, glatt rasiert, die dunklen Haare zurückgekämmt, strahlt eine eigentümlich Mischung aus Gehemmtheit und Selbstgewissheit aus. Er reagiert mit Einwortsätzen auf die Anwürfe Siloris. „Was soll ich dich fragen? Alle wollen wissen, warum du Schriftsteller bist. Also frage ich dich mal, warum du als Chemiker arbeitest?“, nimmt Silori die Sache wieder in die Hand. „Per vivere“, erwidert Levi. „Für meinen Lebensunterhalt“, wobei die wortwörtliche Bedeutung der Antwort „um zu leben“ Levis einschneidendste autobiographische Erfahrung umreißt. Dass Levi Auschwitz überlebt hatte, verdankte er seinem Chemiestudium.

In dem frühen Fernsehstück, das 1963 produziert wurde und eines der ersten Interviews mit dem Schriftsteller überhaupt ist, vermittelt sich Levis Schüchternheit über seinen Körper. Er sitzt regungslos am Tisch, formuliert in sorgfältigen Sätzen ohne jedes Zögern, ohne Füllsel oder Ähs, seine Antworten. Er gestikuliert nicht, was auf einen italienischen Zuschauer ganz und gar ungewöhnlich wirkt. Levi hat eine schöne Stimme: Ein angenehmer Bariton füllt das mit Bücherregalen ausgestattete Arbeitszimmer am Corso Umberto 75 in Turin. Nicht zu überhören ist sein starker piemontesischer Akzent, den er in den folgenden Jahren immer wieder versuchen wird abzuschleifen, ohne großen Erfolg: Das *ci*, also „tschi“, klingt oft eher wie ein „tsi“. Bemerkenswert sind die amüsierte Ruhe und die Ernsthaftigkeit, mit der sich der Schriftsteller dem Journalisten zuwendet. Bemerkenswert sind außerdem seine Augen. Sie sind das Lebendigste an Levi und scheinen seine beobachtende Anteilnahme zu bündeln, seine nie versiegende Neugier.

Als Primo Levi im Frühjahr 1963 das Fernsehteam der RAI bei sich zu Hause empfängt, ist er 43 Jahre alt. Es ist ein guter Moment. In seinem Brotberuf bei der Lackfabrik SIVA in Settimo Torinese seit Jahrzehnten etabliert, hat er endlich auch als Schriftsteller breitere Anerkennung gefunden und sich selbst bewiesen, dass er nicht nur als Auschwitz-Überlebender und Verfasser eines einzigen, wenn auch bedeutsamen Buches in die Literaturgeschichte eingehen würde. Er ist offenkundig zu weiteren erzählerischen Werken in der Lage. Sein Verlag Einaudi hatte gerade *Die Atempause* veröffentlicht, eine Art Fortsetzung des bedrängenden Zeugnisses aus dem Lager *Ist das ein Mensch?*, allerdings ungleich heiterer und mit pikaresken Elementen angereichert. Fast zwanzig Jahre nach der Rückkehr geschrieben, schildert es die abenteuerliche Odyssee quer durch Polen, Weißrussland, die Ukraine, Rumänien und Österreich bis nach Italien. Schon nach wenigen

Wochen zeichnet sich ab, dass der neue Roman zu einem bahnbrechenden Erfolg werden würde. Er verhilft auch *Ist das ein Mensch?*, das ohnehin erst 1958 in der Einaudi-Ausgabe einem breiteren Publikum bekannt geworden war, zu noch größerer Publizität. Außerdem waren mittlerweile in mehreren Ländern Übersetzungen des Erstlings erschienen, die für Aufmerksamkeit gesorgt hatten, darunter in Deutschland, was dem Schriftsteller besonders viel bedeutete. Etwas verwundert nimmt er das neue Interesse an seiner Person zur Kenntnis.

Im Verlauf der Jahre wird der Turiner Schriftsteller dann zu einem Experten im Genre des Interviews. Die mündliche Erzählform passte zu ihm; sie ist Teil seiner Ästhetik – oder sogar ihr Ursprung. Immer wieder, wenn es um die Entstehungsgeschichte von *Ist das ein Mensch?* geht, betont Levi, dass alles mit einem Erzählzwang seinen Anfang nahm: Die unbedingte Notwendigkeit, Zeugnis ablegen zu müssen von dem, was Menschen anderen Menschen antun können. Nach seiner Rückkehr aus dem Lager habe er unablässig sprechen müssen, das Monströse in Worte fassen, seinen Angehörigen gegenüber, seinen Freunden, aber auch Unbekannten im Zug oder in der Straßenbahn. „Heimkehren, essen, erzählen“, lautete der Dreiklang. Später sollte Levi *Ist das ein Mensch?* noch ergänzen durch ein hochinteressantes, aufschlussreiches und bis heute sehr lesenswertes Selbstinterview, das er auf der Basis zahlreicher Diskussionen mit Schülern entworfen hatte. Es seien Fragen, die man ihm besonders oft stelle. Die über zweihundert Interviews, von denen ein repräsentativer Querschnitt 1997 auch als Buch veröffentlicht wurde, bilden eine Unterabteilung im Kosmos seiner literarischen Werke. Levi tritt als eigener Interpret in Aktion, als Deuter seiner selbst. In den zahlreichen Ton- und Filmdokumenten fällt immer wieder der geschliffene Charakter seiner Ausdrucksweise auf – er spricht druckreif, nuancenreich und präzise. Es sind Formulierungen von jemandem, der es gewöhnt ist, über sich selbst Auskunft zu geben. Gleichzeitig fehlt die Inszenierung dessen, was der Gegenstand seiner Rede ist. Keine Dramatisierung, keine sicher gesetzten Pointen, keine doppelten Böden, sondern eine ruhige, gemessene Tonlage in langen Satzketten, bei denen er nie über die Syntax stolpert, sich nicht in Nebensätzen verliert. Nicht einmal die Lautstärke variiert. Es ist der immer gleiche ruhige piemontesische Singsang.

Der Literaturkritiker und Sprachwissenschaftler Giovanni Tesio, 1946 im Piemont geboren, kommt im Januar 1987 in den Corso Umberto 75 und nimmt an, es sei der Auftakt zu einer Serie von Verabredungen. Er ist damals vierzig Jahre alt, kannte Levi seit 1977 und hatte bereits mehrere Gespräche mit ihm geführt, meist über philologische Fragen. Als Resultat einer früheren Begegnung hatte er bereits einen Aufsatz über die Varianten der beiden Fassungen von *Ist das ein Mensch?* veröffentlicht und offenkundig das Zutrauen des Schriftstellers gewonnen. Es folgten weitere Essays und Rezensionen Tesios; Levi schätzte den jungen Mann und ließ den Kontakt nie abreißen. Für den Schriftsteller war es nicht ungewöhnlich, interessierte Schüler, Studenten oder Wissenschaftler zu sich nach Hause einzuladen und bereitwillig mit ihnen zu sprechen. Tesio hatte sich außerdem um piemontesische Themen verdient gemacht, etliche Anthologien und Monographien herausgegeben. Vielleicht rührte Levi die Zukunftsgewissenheit des jüngeren Kollegen, vielleicht brauchte er ein Projekt, das ihn in irgendeiner Form an die Gegenwart zu binden vermochte, und sei es durch die banale Tatsache, eine bestimmte Verabredung einhalten zu müssen. Er ernannte Giovanni Tesio zu seinem offiziellen Chronisten: Eine autorisierte Biographie sollte entstehen, so der Plan. Wenn man das Interview heute zur Hand nimmt, fällt auf, wie ungeschützt Levi von sich erzählt und, anders als sonst, seltener auf feste Formeln zurückgreift. Bei den Treffen mit Tesio kommt es zu Momenten, in denen sich seine Fragilität offenbart. Er gerät ins Schleudern. Es tun sich vielsagende Lücken auf, die aber als solche benannt werden. Auch aus diesem Grund handelt es sich bei Tesios Gespräch, das nie publiziert wurde und in Italien 2016 herauskam, um eines der schönsten, die es mit Levi gibt.

Was für ein Ort ist Turin, als Primo Levi am 31. Juli 1919, drei Jahre vor Mussolinis Marsch auf Rom, geboren wurde? Schnurgerade Straßen mit barocken Palazzi und weitläufigen Arkaden, die sich immer wieder auf Plätze öffnen, so bietet sich die Stadt ihren Bewohnern dar. Levi liebte Turin und betonte häufig seine Schönheit. „Turin ist logisch, weiträumig, selbstbeherrscht“, beschrieb er es, und er sprach von der Nützlichkeit der Bogengänge bei Regen, der einen nie vom Spaziergang durch die Straßen abzuhalten braucht. Für Levi besteht eine tiefe Korrespondenz zwischen der äußeren Erscheinungsweise der Stadt und dem zurückgenommenen, introvertierten Charakter der Turiner. Die kühle Linearität des symmetrisch aufgebauten Zentrums wird allerdings immer wieder durch Springbrunnen und verspielte Parks durchbrochen, und selbst die Fassaden der Häuser sind bis ins Details durchkomponiert. Die savoyischen Könige hatten schon im frühen 17. Jahrhundert extra eine Behörde eingerichtet, die über die architektonische Geschlossenheit und die Formensprache Turins wachte. In der Nähe des Corso Umberto in der Crocetta, wo die meisten Verwandten von Primo Levi wohnten, gab es nicht nur viele elegante Wohnhäuser mit kleinen Türmen, verziert von Rokokoschleifen, sondern auch strengere klassizistische Gebäude und sogar neuartigere Liberty-Stadtvillen mit opulenten Blumenornamenten an den Fassaden. Man merkt, dass die Besitzer etwas auf sich hielten, viel Geld für Architekten ausgaben und sich an Paris orientierten. Primo Levis Großvater, ein wohlhabender Tuchhändler mit einem bekannten Stoffgeschäft auf der Via Roma, stattete seine Tochter, 1895 geboren, zur Hochzeit mit einer Wohnung am Corso Umberto aus. Levis Vater, Jahrgang 1878, war Ingenieur von Beruf, aber die finanzielle Sorglosigkeit der Familie ging auf den Reichtum des Schwiegervaters zurück. Der Corso Umberto pflegt eher das – ebenfalls typische – großbürgerliche Understatement der Turiner: Es sind weitläufige Gebäude aus der Zeit der Jahrhundertwende. Der Eingang von Nummer 75 mit der Portiersloge, dem Marmorfußboden und den stabilen Briefkästen auf der rechten Seite strahlt Gедiegenheit aus, „Es sieht aus wie viele andere halbherrschaftliche Häuser vom Anfang des 20. Jahrhunderts, die noch aus Ziegeln gebaut wurden, kurz bevor der Stahlbeton seinen unaufhaltsamen Siegeszug antrat“, beschreibt Levi sein Geburtshaus, aus dem er nie auszog, in einem Feuilleton für die Tageszeitung *La Stampa*. „Es hat fast keine Verzierungen, abgesehen von ein paar Jugendstilanklängen an den Fensterfriesen und den Holztüren, die aufs Treppenhaus gehen. Es ist schmucklos und funktional, nichtssagend und solide.“ Ein Besucher fände die Wohnung sicherlich symptomatisch für die Zurückgezogenheit seiner Besitzer, aber mehr als Platz, Wärme, Bequemlichkeit und Abgeschiedenheit habe er nie gebraucht. „Ich bewohne meine Wohnung wie das Innere meiner Haut: Ich weiß von schöneren, größeren, zäheren, malerischeren Häuten, aber es käme mir unnatürlich vor, sie mit meiner Haut vertauschen zu wollen“, schließt Levi seine Glosse ab. Ein Motiv klingt an, dass zentral für das Verständnis von Levi ist: seine enorme Labilität. Ohne die Schutzhülse seiner Wohnung, in der sich seine Familiengeschichte förmlich abgelagert hat, kann er nicht existieren.

Als Primo Levi in den zwanziger Jahren am Corso Umberto heranwächst, wandelt sich Turin zugleich in eine Industriemetropole, moderner als viele andere italienische Städte, europaweit führend im Autobau. FIAT lässt eine neue Fabrik im Lingotto bauen, mit vertikaler Fertigung über mehrere Etagen und einer Teststrecke auf dem Dach. Im Speckgürtel siedeln sich zahllose Zuliefererfirmen an, ganze Viertel schießen aus dem Boden. Der Erste Weltkrieg hatte die Fahrzeugproduktion weiter forciert und Turin einen Aufschwung verschafft; in Levis Geburtsjahr sorgten Streiks und Fabrikbesetzungen für Unruhe. Mit dem Journalisten und Politiker Piero Gobetti und dem Philosophen Antonio Gramsci, ab 1921 der Führer der gerade gegründeten Kommunistischen Partei, ist Turin damals auch politisch Avantgarde: Es gibt eine starke Arbeiterbewegung, zahlreiche Zeitschriften und das berühmte humanistische Gymnasium Liceo d’Azeglio, das durch seinen fortschrittlichen Lehrkörper mehrere

Generationen von Turiner Intellektuellen prägen sollte. Und schon in den zwanziger Jahren formiert sich in Turin eine aktive antifaschistische Bewegung.

In seiner Kindheit war Primo von einer vielköpfigen jüdischen Sippe umgeben, die er, wie er auch zu Giovanni Tesio mehrfach sagt, 1975 in seiner funkelnden Porträtgalerie *Das periodische System* skizziert hatte. Das erste Kapitel, das seinen Vorfahren gewidmet ist, zählt tatsächlich zu den schönsten. „Sie neigten zum zweckfreien Spekulieren, zur scharfsinnigen Rede, zu geschliffenen, spitzfindigen, fruchtlosen Debatten“, lässt er dort über seine Urururgroßeltern verlauten. Das jüdische Bürgertum war schon um 1900 integraler Bestandteil der Stadt und bis zur Verschmelzung assimiliert. Man pflegte in Turin damals weniger Vorurteile der jüdischen Gemeinde gegenüber als anderswo. Bereits Graf Benso Camillo di Cavour, der Architekt der italienischen Einheit, die von Turin ausging und 1861 zustande kam, hatte einen jüdischen Sekretär gehabt, und als große Befürworter des Nationalstaates waren viele Juden für Italien in den Ersten Weltkrieg gezogen und hochdekoriert zurückgekehrt. Um 1919 lebten rund 2.500 Juden in Turin, die Gesamtbevölkerung lag bei über 525.000 Einwohnern, und jedes Jahr kamen etwa zehntausend hinzu, denn in den Fabriken gab es Arbeit. Unter Levis jüdischer Verwandtschaft waren zahlreiche kleinere Unternehmer. Im *Periodischen System* schildert der Schriftsteller das spezielle Italo-Hebräisch, dessen sich die Juden im Piemont bedienen und das er in seiner Kindheit noch gehört hatte: „Eine wundervolle Komik wohnt ihm inne, sie entspringt dem Gegensatz zwischen dem Redefüge im piemontesischen Dialekt, der rau, nüchtern, lakonisch ist und niemals – es sei denn aufgrund einer Wette – geschrieben wurde, und den hebräischen Einsprengseln, die der alten, geheiligten und feierlichen, der vorzeitlichen, wie ein Gletscherbett durch die Jahrtausende abgeschliffenen Sprache der Väter entnommen sind.“ Die Zugehörigkeit zum Judentum vermittelte sich in seiner Generation nur noch in wenigen Ritualen. Levis Vater Cesare ging selten in die Synagoge, liebte Schinken, den er – mit schlechtem Gewissen – selbst einkaufte. Die Bar Mitzwa seines Sohnes war Pflicht, aber für Primo waren die Unterweisungen des Rabbis und die Gesänge in der Synagoge eher befremdlich. In einem 1986 geführten Interview mit dem venetischen Schriftsteller Ferdinando Camon geht Levi sogar so weit zu sagen, dass er ohne die Rassengesetze und das Lager kein Jude geworden sei: Erst diese Doppelerfahrung habe die jüdische Identität in ihn eingepägt, „so wie man eine Klinge prägt: Nun bin ich Jude, den Davidstern hat man mir nicht nur auf die Kleidung genäht.“ Mit jüdischen Gebräuchen und Sitten beschäftigte er sich aus Recherchegründen – aber mit „zoologischer Distanziertheit“.

Primo Levis Mutter war 17 Jahre jünger als sein Vater; und vermutlich hat auch dieser Altersunterschied die Bindung an ihr erstes Kind verstärkt. Es gibt eine Fotografie von 1920, auf der Ester Levi, die in der Familie Rina genannt wurde, den etwa achtmonatigen Primo im Spitzenkleidchen auf dem Arm hält: Ihr Gesicht hat seine kindliche Fülle noch nicht verloren, ihre Züge sind weich. Unter einem dicken, schwarzen Lockenschopf, der zu einem Dutt hochgesteckt ist, blitzt sie herausfordernd in die Kamera; man bemerkt ihren Stolz auf den Erstgeborenen. Mutter und Sohn wirken wie eine Einheit, obwohl Levi später behauptet, er könne sich an „keinen einzigen Kuss seiner Mutter“ entsinnen. Die zweite Bezugsperson von Primo und seiner jüngeren Schwester Anna Maria, die 1921 geboren wurde, ist das Dienstmädchen Silvia, das bei der Familie wohnte. Wegen seiner delikaten Gesundheit melden die Eltern ihren Ältesten mehrfach von der Schule ab und lassen ihn privat unterrichten. Sein zurückgezogener Charakter wird dadurch eher noch verstärkt; er ist kaum Gruppen von Gleichaltrigen gewöhnt, sondern spielt mit seiner Schwester, einem Nachbarsjungen, einem Cousin. Den Vater erlebt er eher wie einen Zaungast der Familie. Auch im Gespräch mit Tesio wird die distanzierte Beziehung zu Cesare Levi deutlich, dessen polternde Bonvivanzhaftigkeit – es gab immer wieder Tratsch über außereheliche Affären -

Levi schon als Kind mit Widerwillen erfüllt haben muss. Vielleicht auch aus Trotz kultiviert er eine tiefe Liebe zu den piemontesischen Bergen: „Mein Vater verabscheute die Natur, er empfand einen grimmigen Widerwillen gegen das Landleben, das für ihn bedeutete, sich im Haus einzuschließen, ohne jemals die Nase aus der Tür zu stecken, weil es draußen Ameisen und Staub gab und heiß war“, schildert Levi 1984 seinen Vater. „Er liebte die Turiner Innenstadt. Dahin ging er mit mir, obwohl ich mich sträubte, und er konnte nicht verstehen, wieso ich zum Skilaufen in die Berge fuhr. Tennisspielen hieß er gut, weil es ungefährlich war und in einem umgrenzten Areal stattfand. Die Berge aber waren ihm unbegreiflich. Von mir aus trinke, rauche, geh mit Mädchen, empfahl er mir. Ich aber rauchte nicht, trank nicht, hatte kein Mädchen. Nein, mit meinem Vater verstand ich mich nicht sonderlich.“

1934 kommt Levi auf das Gymnasium Liceo D’Azeglio, das ganz in der Nähe lag. Mitte der zwanziger Jahre war der Besuch des D’Azeglio für Leone Ginzburg, Cesare Pavese, Giulio Einaudi, Franco Antonicelli und Norberto Bobbio eine Art Initiation gewesen. Die Gründung des Einaudi Verlages, den Ginzburg und Einaudi im Herbst 1933 ins Handelsregister hatten eintragen lassen, war ein direktes Ergebnis ihrer durch die Schule geformten „Bruderschaft“. „Das Massimo D’Azeglio war in jenen Jahren eine Schmiede des Antifaschismus“, erklärt der legendäre Italienischlehrer Augusto Monti, der die jungen Turiner Intellektuellen zu sich nach Hause einlud, seine Schüler gezielt förderte und die faschistischen Erziehungsideale ignorierte, „aber nicht, weil es die Schuld oder das Verdienst eines einzelnen Lehrers war. Es war vielmehr die Wirkung des Turiner und piemontesischen Milieus, es lag in der Luft, es durchdrang den Boden. Dieses Gymnasium war wie eines jener Häuser, in denen es spukte, in denen spätere Bewohner im Schlaf von Geistern und Seelen besucht werden.“ Primo Levi merkte zunächst nur wenig davon; Monti ist 1934 schon in Pension. Allerdings inhaliert er hier die lateinischen, griechischen und italienischen Klassiker, deren Lektüre sich später auf sein eigenes Schreiben niederschlagen wird. Dass im Lehrplan den geisteswissenschaftlichen Fächern vor Physik, Mathematik und Chemie der Vorrang gegeben wird, hängt auch mit den faschistischen Erziehungsidealen zusammen: Die neue italienische Kultur beruft sich auf die Antike. Levi erwähnt Tesio gegenüber die Klassenkameradin Fernanda Pivano; sie hat nicht nur den für Italien so wichtigen Edgar Lee Masters übersetzt, sondern wurde nach dem Krieg zur großen Hemingway-Interpretin und Vermittlerin der amerikanischen Beat-Kultur. Pavese, damals mit den ersten Übersetzungen für Einaudi befasst, war ihr Vertretungslehrer in Latein und Griechisch am D’Azeglio; an Levi scheint dieser charismatische Mann komplett vorüber gegangen zu sein.

Die Wissenschaft passte besser zu seinem Temperament. Nach dem Abitur schreibt sich Levi 1937 an der Turiner Universität für Chemie ein. „Die Erfahrung an der Universität war für mich eine Befreiung“, erklärt er 1984 dem Physiker Tullio Regge. „Ich erinnere mich noch an die erste Chemievorlesung von Professor Ponzio, in der ich ein klares, präzises, kontrollierbares Wissen empfang, ohne überflüssige Worte, ausgedrückt in einer Sprache, die mir auch in literarischer Hinsicht außerordentlich zusagte: eine bestimmte, aufs Wesentliche zielende Sprache. Und dann das Labor, jeder Jahrgang hatte sein Labor; hier verbrachten wir täglich fünf Stunden, das war ein ordentliches Pensum. Eine großartige Erfahrung: in erster Linie, weil man etwas mit Händen anfasste, ganz wörtlich, und das passierte mir zum ersten Mal, auch wenn man sich dabei vielleicht mal die Finger verbrannte oder sich schnitt. Es war eine Rückkehr zu den Ursprüngen. Die Hand ist ein edles Organ, die Schule aber hatte sie vernachlässigt, weil sie sich einzig und allein um das Gehirn bemühte.“ 1938 werden die Rassengesetze erlassen, die Juden den Zugang zur Universität verwehrten, aber wer bereits eingeschrieben ist, verliert seine Studienberechtigung nicht. Sechzehn Jahre nach dem Umbau des Staates zur Diktatur herrscht in Italien eine Konsenskultur: Mussolini hatte durch seine Freizeitorganisation *Dopolavoro*, die Volkstänze und Bocciaspiele mit politischer

Indoktrination verband, die Massen erreicht und befriedet. Bestimmte Bereiche, die unter dem Einfluss der alten konservativen Eliten standen, wie der Unternehmerverband, Teile des Verwaltungsapparats und der Kirche, blieben relativ unbehelligt. Sie gingen zwar nicht in Opposition, bewahrten sich aber eine gewisse Autonomie. Wirtschaftlich beförderte Mussolini Monopolbildungen und setzte auf Protektionismus, was in Turin die FIAT-Werke stärkte. Die Produktion lief auf Hochtouren, allein in den späten zwanziger Jahren waren 50.000 neue Arbeiter eingestellt worden, und 1936 geht der Kleinwagen Topolino in Serie. Zugriff auf die Belegschaft oder die Verwaltung der Fabrik hat der Duce nicht. Die unliebsamen Intellektuellen hält sich der Diktator mit dem *confino* vom Hals, der Verbannung in die Provinz: 1935 und 1940 trifft es die Begründer des Einaudi Verlages Pavese und Ginzburg, bereits 1935 den Turiner Maler und Arzt Carlo Levi – nicht mit Primo verwandt –, dessen später bei Einaudi erschienener dokumentarischer Roman *Christus kam nur bis Eboli* (1945) das Elend in Süditalien und die Verbannung anschaulich schildert. Als Primo Levi die Fakultät für Physik besucht, liegt der Faschismus wie Mehltau über dem Land. Das Parteibuch besitzen kurz vor dem Zusammenbruch des Regimes 6 Millionen Italiener, viele aus strategischen Gründen, wie auch Cesare Levi. Die oft erzwungene Mitgliedschaft in den faschistischen Organisationen beträgt bei einer Bevölkerungszahl von 46 Millionen 25 Millionen. Als Mussolini im Juni 1940 übereilt in den Krieg eintritt, sich die militärischen Misserfolge häufen und die Versorgungslage schlechter wird, kippt die Stimmung. Es kommt zu großen Streiks. Unterdessen kann Primo Levi 1941 sein Studium beenden. „Ich habe die Promotion summa cum laude abgeschlossen und bin überzeugt, dass dieses Lob mir zu 40 Prozent für meine Leistung und zum übrigen Teil deshalb gegeben wurde, weil die Professoren, fast alle irgendwie antifaschistisch eingestellt, damit ihren Dissens auszudrücken vermochten. (...) Ich muss hinzufügen, dass von all meinen Kommilitonen und Kommilitoninnen nicht ein einziger mich als „Jude“ ansprach. Sie alle haben die Rassengesetze als dumm oder grausam oder auch als beides empfunden.“ Sein Vater erkrankt an einem Tumor und liegt bald darauf im Sterben, die Familie gerät in Geldnot. Primo muss für den Unterhalt der Mutter und der Schwester sorgen, ergattert eine klandestine Stelle in einer Asbestmine, wechselt aber 1942 für eine bessere Bezahlung in das Arzneimittelwerk Wander nach Mailand. Hier verkehrt er unter seinen Turiner Jugendfreunden, „jungen Männern und Mädchen, die aus unterschiedlichen Gründen in der ungastlich gewordenen großen Stadt gelandet waren. (...) Wir nannten uns Feinde des Faschismus, in Wirklichkeit aber hatte der Faschismus auf uns wie auf fast alle Italiener eingewirkt und uns weltfremd, oberflächlich und zynisch gemacht. (...) Unsere Unwissenheit erlaubte uns zu leben, wie im Gebirge, wenn das Seil morsch ist und zu reißen droht, man es aber nicht weiß und sicheren Schrittes weiterklettert“, schildert Levi diese Phase im *Periodischen System*. Im selben Jahr setzt unter Primo und seinen Freunden eine starke Politisierung ein: Sie stellen Kontakte zu den kämpfenden Einheiten des Partito d'azione her, der illegalen Aktionspartei, bei der Primo Mitglied wird. Im November landen die Alliierten in Nordafrika, einen Monat später tragen die Russen in Stalingrad den Sieg davon.

Im Juli 1943 wird die faschistische Regierung gestürzt; Mussolini kommt in Haft. Als Ministerpräsident Badoglio am 8. September die bedingungslose Kapitulation verkündet, werden Mittel- und Norditalien von der deutschen Wehrmacht besetzt; im Süden rücken die alliierten Truppen vor. Primo Levi stößt im Herbst mit seinen Freunden zu einer Partisanengruppe im Aosta-Tal – mit unklaren Plänen und wenig Expertise. „Wir froren und hungerten, wir waren die wehrlosesten Partisanen im ganzen Piemont, und wahrscheinlich auch die naivsten“, heißt es im *Periodischen System*. Der junge Chemiker gerät gemeinsam mit zwei Genossen im Morgengrauen des 13. Dezembers in Gefangenschaft; der Rest der elfköpfigen Truppe kann fliehen. „Meine Zeit als Partisan im Aosta-Tal war zweifellos die undurchsichtigste meines Lebens, und ich möchte sie ungern erzählen: Es ist die Geschichte

von jungen Leuten, die voller guter Absichten, aber töricht waren, und sie gehört zu den Dingen, die man besser vergisst“, erklärt er später dem Präsidenten vom Institut für die Geschichte des Widerstands Paolo Momigliani. In dem Kapitel „Gold“ im *Periodischen System* wird er präziser. Es sei zu einer Exekution von Verrätern gekommen: „Wir waren durch unser Gewissen zur Vollstreckung einer Strafe gezwungen gewesen, und wir hatten sie vollstreckt, aber wir waren vernichtet, erniedrigt und mit dem Wunsch daraus hervorgegangen, alles möge zu Ende sein, wir selber eingeschlossen.“ Die Namen der beiden Getöteten sind inzwischen bekannt. Sie hatten Mundraub begangen und die militärische Disziplin der Truppe unterlaufen. In den Nachkriegsdarstellungen der *resistenza* wurde die Verantwortung für die Strafmaßnahme den Faschisten zugeschoben. Wie die Konfliktlinien im Partisanenkampf in den Tälern bei Aosta verliefen und wie sich Levi damals verhielt, wird heute kontrovers diskutiert. Der Historiker Sergio Luzzato rekonstruiert in seinem Band *Partigià. Una storia della resistenza* (2013) mithilfe von mündlichen und schriftlichen Quellen die tatsächlichen Geschehnisse und spekuliert dann über Levis Rolle bei der Racheaktion. Auch der Shoahforscher Frediano Sessi in *Il lungo viaggio di Primo Levi* (2013) konstatiert eine Verleugnung und nachträgliche Umdeutung der Tatsachen. Marco Belpoliti, Literaturwissenschaftler und Herausgeber von Primo Levi, verweist in einem scharfsinnigen Essay auf den blinden Fleck Luzzattos: Er nehme Levis literarische Verarbeitung dieser Phase für bare Münze und stelle ihn, ganz einfach, weil er eine berühmte Figur der Zeitgeschichte und dann auch noch ein Auschwitzzeuge sei, vor Gericht, um mit einer – tatsächlichen - Mythisierung des Widerstands abzurechnen. Damit diskreditiere er nicht nur Levis Werk, sondern tue ihm auch als Person Unrecht, denn die Ambivalenz gegenüber Kriegshandlungen werde in seinen Büchern immer wieder deutlich. Die Beschäftigung mit der *resistenza* rührt an den Kern des Selbstverständnisses von Italien: Das Land begreift sich als eine aus dem Widerstand geborene Republik. Dass es de facto einen Bürgerkrieg gegeben hatte mit Gräueltaten auf beiden Seiten, wurde über Jahrzehnte verdrängt. Die Folgen dieser Spaltung reichen bis in die Gegenwart.

Aus Angst als Widerstandskämpfer erschossen zu werden, gibt Levi bei den Befragungen in der Kaserne von Aosta zu, Jude zu sein. Im Januar 1944 werden die Rassengesetze von den deutschen Besatzern rigoros angewendet, und Primo Levi wird gemeinsam mit den Turiner Freundinnen Luciana Nissim und Vanda Maestro in ein Durchgangslager in die Emilia-Romagna verlegt, nach Fossoli, etwa zwanzig Kilometer von Modena entfernt. „Die Faschisten haben uns nicht schlecht behandelt, wir durften Pakete erhalten, sie schworen uns bei ihrem „ihrem faschistischen Glauben“, dass sie uns bis zum Ende des Krieges dabehalten würden“, erzählt Levi dem Kollegen Ferdinando Canon 1986. Dass es in Fossoli zivil zugeht, lag vor allem an dem Lagerkommandanten Avitabile, einem neapolitanischen Kommissar, der zu den Gefangenen ein gutes Verhältnis hatte und es mit den Regeln nicht so genau nahm. Manchen Frauen gelang es sogar, in Modena zum Zahnarzt zu gehen und sich beim Friseur die Haare machen zu lassen. Auch Luciana Nissim, approbierte Ärztin, erlebt Fossoli zunächst als wenig bedrohlich: „Ich erinnere mich an einen sonnigen Ort. Vanda und ich kamen uns in unseren Hosen und Bergstiefeln sehr hübsch vor und fühlten uns stark.“ Die Wahrnehmung ist nur retrospektiv verblüffend – wer wusste unter den jungen Leuten damals schon etwas von Vernichtungslagern der Nazis in Deutschland? Auschwitz war nicht mehr als ein Wort. In Fossoli hatte alles noch den Anschein eines Abenteuers. Luciana verwickelt sich in eine Liebesgeschichte mit einem anderen Turiner, Primo bandelt schüchtern mit Vanda an, Chemikerin wie er. Vanda schreibt am 4. Februar an ihre Cousine: „Liebste Nella, die Atmosphäre hier ist wirklich herrlich. Die jüdische Gesellschaft ist etwas stumpfsinnig, aber die nicht-jüdische großartig. Falls Du mir ein Paket schickst, hätte ich gern ein (oder zwei) Paar Schuhe und Kleider. Alte, die Du nicht mehr trägst – sie werden mir sicher gut passen, da ich jetzt etwas zugenommen habe. Außerdem ein Handtuch und eine Tischdecke. Du musst

Dir um mich gar keine Sorgen machen. Ich habe einen Monat darauf gewartet, endlich herzukommen, und ich kann Dir versichern, dass ich einen Stoßseufzer ausstieß, als ich eintraf. Falls Du Anna Maria siehst (sie ist Primos Schwester), sag ihr, dass sie an mich schreiben soll und dass es Primo gut geht... Dringende Bitte: gute Seife und Waschmittel!“ Sogar Besuche sind erlaubt, und Vandas Bruder reist unter falschem Namen an und reicht ihr Stiefel über den Zaun. Er sollte sie nicht wiedersehen.

Kurze Zeit später wird das Lager von der SS übernommen, die Stimmung ändert sich. Der vergnügte Ton, in dem Vanda an ihre Cousine schrieb, ist zehn Tage später verflogen, sie macht sich Sorgen. Am 15. Februar heißt es in einem Brief nach Mailand: „Liebste Nella, vielleicht ist dies ein schlechter Moment, Dir zu schreiben, denn meine Laune wird immer schlechter. Meine Lieben sind so weit weg von mir und wer weiß, ob ich sie jemals wieder sehen werde? Dieser Gedanke macht mich furchtbar traurig. Ich träume jede Nacht von ihnen, sie sind immer in meinem Herzen. Ich habe nur wenig Neuigkeiten und keine guten. Bitte denk nicht schlecht von mir. Ich weiß nicht, wie ich Dir in Zukunft weniger Kummer bereiten kann.“ Primo, Luciana und Vanda und alle anderen jüdischen Insassen, auch Kinder und alte Leute, werden nach Auschwitz deportiert. Die politischen Gefangenen kommen nach Mauthausen. Die ersten Züge setzen sich im Februar in Bewegung. Von den 8.369 nach Deutschland deportierten italienischen Juden kommen 2.226 aus Fossoli. Levi wird am 22. Februar mit 650 weiteren Gefangenen in einen Güterwaggon verfrachtet. Gemeinsam mit Luciana und Vanda schreibt er eine Postkarte an die gemeinsame Freundin Bianca Guidetti Serra aus dem Turiner Widerstand, die sie bei Bozen aus dem Zug werfen und die, verblüffend genug, ankommt: „Liebe Bianca, wir sind unterwegs, in klassischer Weise – grüß alle, Ihr tragt jetzt die Fackel. Ciao Bianca, wir haben Dich lieb, Primo, Vanda, Luciana“. Die Freunde verwenden eine Chiffre: Die Fackel ist das Symbol des Partito d'azione.

Der Zug trifft am 26. Februar 1944 in Auschwitz ein, und dann beginnt die Phase, die Primo Levi in seinem Buch *Ist das ein Mensch?* so eindringlich schildert. „Die Tür wurde krachend aufgerissen, das Dunkel hallte wider von fremden Befehlen, jenem barbarischen Gebell kommandierender Deutscher, die sich eines jahrhundertealten Ingrimms zu entledigen scheinen. Vor uns erkannten wir einen ausgedehnten, von Scheinwerfern angestrahlten Bahnsteig.“ Levis Zeugnis zählt nicht nur zu den wichtigsten Werken über die Deportation und Ermordung der Juden in Auschwitz, es gewinnt durch seine zurückgenommene Erzählweise und die von Dante durchdrungene, klassische Sprache den Rang von Weltliteratur. Es ist die Darstellung der *conditio umana* unter Bedingungen, wie sie extremer nicht vorstellbar sind. Was wird aus dem Individuum, wenn es durch die Umstände gezwungen ist, in jedem anderen einen Feind zu sehen? Von seiner bestürzenden Prägnanz hat *Ist das ein Mensch?* bis heute nichts verloren. Levi kommt nach Auschwitz III Monowitz, sechs Kilometer vom Stammlager entfernt, das direkt an die Buna-Werke der IG-Farben grenzt. Das KZ war das erste, das von einem Industrieunternehmen privat betrieben wurde und diente zur Rekrutierung von Zwangsarbeitern. In der Fabrik wurde synthetischer Kautschuk hergestellt, ein kriegswichtiger Stoff.

Primo Levi wird die Nummer 174 517 auf den linken Unterarm tätowiert. Er kann etwas Deutsch und versteht die Befehle, was ihm hilft. Die Drillich-Kleidung ist genauso wie die Verpflegung vollkommen unzureichend; die Holzschuhe verursachen Entzündungen an den Füßen. Wer die Arbeitsleistung nicht erbringen kann, riskiert, bei den regelmäßigen Selektionen aussortiert und direkt nach Birkenau in die Gaskammern gebracht zu werden. Aber Levi ist durch die Bergwanderungen gut trainiert und körperlich überraschend zäh. Im Juni wird er einem Bautrupp zugeteilt, zu dem auch der Maurer Lorenzo Perrone aus Fossano gehört. Perrone arbeitet für eine italienische Firma, die nach Auschwitz entsandt wurde. Er

hasst die Deutschen, kann sich frei bewegen und kümmert sich um seinen jüngeren Landsmann. „Die hier beschriebenen Personen sind keine Menschen. Ihr Menschentum ist verschüttet, oder sie selbst haben es unter der erlittenen oder den anderen zugefügten Unbill begraben“, schreibt Levi in seinem Auschwitz-Buch. „Lorenzo aber war ein Mensch. Seine Menschlichkeit war rein und makellos, er stand außerhalb dieser Welt der Verneinung. Dank Lorenzo war es mir vergönnt, dass auch ich nicht vergaß, noch ein Mensch zu sein.“ Der Maurer versorgt Levi ein halbes Jahr lang mit Extraportionen Suppe, schenkt ihm ein Unterhemd und schickt in seinem Namen Briefe nach Italien. „So sehr die Entbehrungen und Strapazen, Hunger, Kälte, Durst unseren Körper auch peinigten, wurden wir dadurch paradoxerweise vom enormen Unglück unseres Geistes abgelenkt. Man konnte gar nicht vollkommen unglücklich sein. Die Tatsache, dass Selbstmord im Lager recht selten vorkam, beweist es. Selbstmord ist ein philosophischer Vorgang, er wird vom Denkvermögen herbeigeführt. Die Dringlichkeiten jedes Tages lenkten uns von dem Gedanken ab. Wir mochten den Tod herbei wünschen, aber wir waren nicht fähig zu dem Gedanken, uns den Tod zu geben. Ich war nahe am Selbstmord, dem Gedanken an Selbstmord vor und nach dem Lager, aber niemals im Lager“, schildert Primo Levi dem Journalisten Giorgio De Rienzo von der Zeitung *Stampa Sera* 1979 die Situation und benennt dabei erstmals seine psychische Disposition zur Depression. Eines der zentralen Kapitel in *Ist das ein Mensch?* bezieht sich auf Dante und heißt „Der Gesang des Odysseus“. Eines Morgens bittet ihn der Elsässer Student Jean Samuel, das Faktotum des Kapos und „Pikkolo“ genannt, ihm bei der Verteilung der Suppe zu helfen. Auf dem Weg zur Küchenbaracke gibt Levi dem jungen Mann Italienischunterricht und paraphrasiert den „Gesang des Odysseus“, in dem Odysseus seine letzte wagemutige Reise und seinen Untergang im Meer schildert. Das Heraufbeschwören der Terzinen wird zu einer Kraft, die den Tod zu bannen vermag. Dantes Verse sind der Inbegriff der humanistischen Kultur. Inmitten der Barbarei leuchtet plötzlich etwas anderes auf, entfaltet Literatur ihre Wirkung und wird zum Ausdruck dessen, was den Menschen ausmacht.

Einige Monate später kommt Levi seine Ausbildung zugute: Er muss bei einem Doktor Pannwitz der Buna-Werke eine Chemieprüfung ablegen und wird im November ins Labor versetzt, wodurch er zumindest tagsüber der bitteren Kälte entgeht. Dem amerikanischen Romancier Philip Roth, den er später in den USA kennenlernt, beschreibt er die Erfahrung 1986 folgendermaßen: „Ich erinnere mich, dass ich mein Jahr in Auschwitz in einem Zustand außerordentlicher geistiger Lebendigkeit erlebt habe. Ich weiß nicht, ob das mit meinem beruflichen Hintergrund zu tun hatte oder mit einer unvermuteten Zähigkeit oder mit einem gesunden Instinkt. Ich habe wirklich niemals aufgehört, die Welt und die Menschen um mich wahrzunehmen, so sehr, dass ich noch immer ein unglaublich detailliertes Bild von ihnen habe. Ich hatte einen intensiven Wunsch zu verstehen, ich wurde ständig von einer Neugier übermannt, die manchem geradezu zynisch erschien: der Neugier des Naturforschers, der sich in eine Umgebung verpflanzt sieht, die schrecklich ist, aber neu, auf schreckliche Weise neu.“ Diese Beobachterhaltung erlaubt ihm vermutlich, sich den andauernden Qualen und Demütigungen zu entziehen, sie von sich abzuspalten und einen inneren Schutzwall zu errichten. Als im Januar 1945 die russischen Truppen näher rücken, räumen die Deutschen das Lager und deportieren sämtliche Häftlinge nach Buchenwald und Mauthausen. Fast alle kommen unterwegs um oder werden ermordet. Primo Levi ist an Scharlach erkrankt und bleibt im Krankenbau, was seine Rettung ist. Am 27. Januar treffen die Russen in Auschwitz ein. Erst später wird Levi entdecken, dass auch Luciana Nissim, über Umwege in Hessen gelandet, überlebt hat. Vanda wurde schon kurz nach ihrer Ankunft an der „Judenrampe“ in Birkenau vergast.

Nach einigen Monaten in einem Durchgangslager in Kattowitz, wo Primo Levi als Krankenpfleger arbeitete, tritt er im Sommer 1945 seine komplizierte Rückreise über Osteuropa an. An Bianca Guidetti Serra schreibt er noch im Juni aus Kattowitz: „Ich bin gekleidet wie ein Bettler und komme vielleicht ohne Schuhe nach Hause, aber dafür habe ich Deutsch gelernt, ein bisschen Russisch und Polnisch, habe außerdem gelernt, mich in allen möglichen Situationen zurechtzufinden, nicht den Mut zu verlieren und physische wie moralischen Schmerzen auszuhalten. Um den Friseur zu sparen, trage ich wieder einen Bart. Ich kann eine Suppe aus Kohl und Rüben zubereiten und auf unzählige Arten Kartoffeln kochen, alles ohne jegliche Gewürze. Ich kann einen Ofen installieren, anzünden und saubermachen. Ich habe eine unglaubliche Zahl von Berufen ausgeübt: Maurergehilfe, Erdarbeiter, Straßenkehrer, Gepäckträger, Totengräber, Dolmetscher, Fahrradreparateur, Schneider, Dieb, Krankenwärter, Hehler, Steinklopfer – sogar Chemiker!“ Ein grimmiger Humor wird spürbar, etwas Triumphales, was vielleicht der Euphorie geschuldet ist, überhaupt überlebt zu haben. Schuldgefühle sollten erst später ins Spiel kommen. Es dauert dann Monate, bis Levi Turin erreicht. Als er am 19. Oktober, einem Freitagmorgen, in den Hauseingang vom Corso Umberto 75 tritt, erkennt die Portiersfrau Marina Bertone, seit Jahrzehnten im Dienst, den abgerissenen, bärtigen Sechszwanzigjährigen nicht und fragt brüsk, was er denn wolle. Es dauert eine Weile, bis sie die Kraft findet, nach Levis Mutter zu rufen. Ein kaum zu bremsender Erzählzwang überfällt den Rückkehrer: Ob im Wohnzimmer der Familie oder in der Straßenbahn, er muss wieder und wieder berichten, was ihm passiert ist. Während in den Geschichten über Auschwitz jedes Mal Angst, Schrecken und Horror spürbar werden, haben die Schilderungen der auch geographisch absurd anmutenden Durchquerung Osteuropas gleich den Charakter einer Saga und erinnern im Tonfall an die Postkarte an Bianca. „Das Schicksal entschied, dass ich ausgerechnet inmitten des Chaos eines vom Krieg verheerten Europa Abenteuer erleben sollte“, erzählt Levi Philip Roth.

Der Neuanfang in Turin ist schwierig, Levi fühlt sich wie aus der Zeit gefallen. Er findet eine Stelle in der Farbenfabrik Duco-Montecatini. Man weist ihm einen dreibeinigen Schreibtisch in einer zugigen Laborecke zu, wo Mitarbeiter dauernd mit Eimern und Kübeln hin und her rennen. Seine Aufgaben bleiben diffus, und plötzlich hat er unvermutet Zeit. In fiebriger Eile kritzelt er seine Erinnerungen in ein Schulheft: Es ist der erste Entwurf zu *Ist das ein Mensch?* „Das Buch wuchs fast spontan unter meinen Händen, plan- und systemlos, verworren und überquellend wie ein Termitenhügel“, schildert Levi die Entstehung seines Erstlings im *Periodischen System*. Binnen zwei Wochen entsteht das letzte Kapitel „Geschichte von zehn Tagen“, und von dort aus springt er an den Anfang. Ferdinando Camon erläutert er später, wie prägend und wegweisend Auschwitz war: „Und doch kann ich nicht leugnen, dass diese Erfahrung neben dem Grauen, das ich jetzt noch verspüre, auch positive Auswirkungen gehabt hat. Es kommt mir vor, als hätte ich dort gelernt, die menschlichen Dinge zu verstehen. (...) Ich hatte die Universität absolviert, aber ich muss sagen, meine wahre Universität war Auschwitz. Ich habe das Gefühl, dass ich durch Auschwitz bereichert worden bin.“

Levi betrachtet das Erlittene wie Material: Er wird zum Anthropologen seiner selbst, zu seinem eigenen Untersuchungsgegenstand. Gemeinsam mit seinem Freund, dem Turiner Arzt Nardo De Benedetti, mit dem er bereits in Fossoli interniert war und den er in Kattowitz wiedertraf, hatte er direkt nach der Befreiung einen Aufsatz über die medizinische Versorgung in Auschwitz verfasst. In Turin ergänzen die beiden Überlebenden den Artikel um Ausführungen zu den typischen Häftlingskrankheiten und veröffentlichen ihn 1946 unter dem Titel „Bericht über die hygienisch-gesundheitliche Organisation des Konzentrationslagers für Juden in Monowitz (Auschwitz – Oberschlesien)“ in der medizinischen Zeitschrift *Minerva medica*. Es ist eine der Keimzellen von Levis Buchmanuskript. Bereits hier werden im Detail die Reise ins Lager, die Ankunft, die Haft, die

Ernährung und die Arbeitsbedingungen der Deportierten beschrieben; außerdem gibt es Erläuterungen zum Krankenbau, den sanitären Verhältnissen und den Krankheiten, die aus der Unterernährung resultierten. Die Niederschrift auf Papier wirkt auf Levi wie eine Entgiftung – er spürt Erleichterung. „Ich lebte mein Leben im Lager so rational, wie ich konnte, und ich schrieb das Buch über Auschwitz, um anderen ebenso wie mir die Ereignisse zu erklären, in die ich verwickelt worden war, aber nicht mit einer definitiv literarischen Absicht“, schildert Levi Philip Roth den ersten Impuls. „Mein Modell (oder, wenn du das vorziehst, mein Stil) war der des Wochenberichts, wie er in Fabriken üblich ist: Er muss präzise sein, klar und in einer Sprache geschrieben, die jeder in der industriellen Hierarchie verstehen kann. Und ganz bestimmt nicht in einem wissenschaftlichen Jargon.“ Es habe ein Zeugnis von fast juristischer Prägung sein sollen, erläutert er die Zielrichtung seines Unterfangens an anderer Stelle, eine Aussage, eine Anklageschrift, nicht aus Rache oder Vergeltung, sondern um die Geschehnisse zu bezeugen. 1947 ist die erste Fassung endlich fertig, und Levi legt sie dem Einaudi Verlag vor, der gleich bei ihm um die Ecke in der Via Biancamano seinen Sitz hat und gerade eine kulturgeschichtlich wegweisende Bedeutung für Italien gewinnt. Natalia Ginzburg, die Witwe des Verlagsgründers und Widerstandskämpfers Leone Ginzburg, der von den Deutschen in der römischen Haft ermordet worden war, prüft das Manuskript – und lehnt es ab. Hier beginnt eine der aufschlussreichsten Publikationsgeschichten der Nachkriegszeit. Ausgerechnet Natalia, selbst Jüdin und vom Krieg gezeichnet, sieht für den Erfahrungsbericht eines KZ-Insassen keinen Raum in einem Verlagsprogramm, das sonst eine so kritische Zeitgenossenschaft pflegt, genauso wenig wie ihre Kollegen. Dass es sich bei Levis Buch um die Analyse eines zivilisatorischen Bruchs handelt, erkennen sie nicht. Außerdem bevorzugt man einen anderen Stil: kruder, unpolierter, neorealistischer. Levis Erzählweise wirkte auf die Einaudi-Lektoren zu traditionsgebunden und fast zu klassisch. Sein gleichmäßiger Satzbau, durch die Abfolge von Kommata, Doppelpunkten und Strichpunkten rhythmisiert, vermittelt aber gerade einen Zustand von beherrschter Erregung. Dante, der immer wieder durchschimmert, war ohnehin gebrandmarkt, zu sehr hatte man ihn für die faschistische Rhetorik missbraucht.

Primo Levi selbst kommt im Laufe der Jahre mehrfach auf die Ablehnung durch Einaudi zu sprechen: „Man muss bedenken, dass Natalia damals eine schreckliche Zeit hinter sich hatte, sie war die Witwe Leone Ginzburgs, und daher verstehe ich ziemlich gut ihre Ablehnung, die eine umfassendere, kollektive Ablehnung zum Ausdruck brachte. Zu jener Zeit hatten die Menschen anderes zu tun. Sie mussten Häuser bauen, Arbeit finden. Nahrungsmittel wurden noch rationiert; in den Städten standen überall Ruinen; noch hielten die Alliierten Italien besetzt. Die Menschen hatten keine Lust auf so etwas, sie hatten Lust auf andere Dinge, zum Beispiel wollten sie tanzen, Feste feiern, Kinder zur Welt bringen. Ein Buch wie das meine – und viele andere Bücher, die danach entstanden – war fast eine Unhöflichkeit, ein Spielverderber.“ Natalia Ginzburg, 1987 auf das Versäumnis hingewiesen, erläutert: „Ich weiß noch, dass es außer mir auch Cesare Pavese gelesen hatte, auch noch andere, aber an die erinnere ich mich im Moment nicht. Pavese sagte, es sei vielleicht nicht der richtige Augenblick, *Ist das ein Mensch?* zu verlegen, aber nicht aus Gründen einer jüdischen Zensur, sondern weil das Buch bei all den vielen Zeugnissen über die Lager, die damals erschienen, untergegangen wäre. Er sagte, man solle lieber warten. Ob das falsch von uns war, ist eine andere Sache, aber, ich sage es noch einmal, um Zensur ging es dabei überhaupt nicht.“ Mit dem Ausmaß der systematischen Vernichtung und den Ursachen wollte man sich aber noch nicht befassen. Levi hat es in seiner Äußerung angedeutet: Damals zählte man die Millionen, die in Auschwitz und den über tausend Konzentrationslagern und Vernichtungslagern ermordet wurden, zu den Millionen Kriegstoten auf dem Kontinent hinzu. In seinem düstersten Buch, dem Essay über Auschwitz *Die Untergegangenen und die Geretteten* von 1986, benutzt Levi dann ein Motiv des Dichters Giacomo Leopardi. Auf dessen berühmtes

Gedicht anspielend, spricht er von der „Quiete dopo la tempesta“, der „Ruhe nach dem Gewitter“, um die Stimmung kurz nach Kriegsende zu charakterisieren. „Uscir di pena/ è delitto fra noi“, „Der Qual entgehn/ heißt Wonne unter uns“, zitiert er ein Verspaar. Der Begriff des Genozids ist noch nicht geläufig. Es schien kein Paradigma zu geben, selbst in den jüdischen Gemeinden in Italien war die Haltung eher antihistorisch. Primo Levi, streng laizistisch, verortet die Juden in der Geschichte: *Ist das ein Mensch?* lautet seine Frage.

Er sollte sich an Franco Antonicelli wenden, hört Levi über seine Schwester Anna Maria. Der Literaturkritiker Antonicelli, eine zentrale Figur des Turiner Antifaschismus, hatte nach dem Krieg den kleinen Verlag Francesco De Silva übernommen. 1942 gegründet und benannt nach dem ersten Turiner Buchdrucker, galt das Haus als gute Adresse. Tief beeindruckt von der Lektüre, legt Antonicelli das Manuskript einigen Freunden vor und entscheidet, es zu veröffentlichen. Er findet auch den Titel, den er einem Gedicht von Primo Levi entnimmt. Auszüge aus dem Manuskript erscheinen dann vorab in der Wochenzeitung der Kommunistischen Partei in Vercelli zwischen März und Mai. Fünf Monate später kommt *Ist das ein Mensch?* bei De Silva heraus: Auf dem weißen Einband steht in roten Lettern der Titel, darunter ist eine Zeichnung von Goya abgebildet; eine Studie zu den Radierungen der Serie *Desastres de la guerra*. Man erkennt einen Mann, der mit ausgebreiteten Armen bäuchlings in einer Blutlache auf dem Boden liegt. Im Ankündigungstext des Verlages heißt es: „Ein außergewöhnliches Werk, ja vielleicht das wichtigste der Nachkriegszeit; neben dem berühmten, so ganz anders gearteten *Christus kam nur bis Eboli* von Carlo Levi ist Primo Levis *Ist das ein Mensch?* Memoirenbuch, Dokument, Kunstwerk. Das Auftreten von nichtprofessionellen Schriftstellern ist in Italien nicht mehr ganz zufällig, und Primo Levi ist vielleicht einer der bedeutendsten.“ 2.500 Exemplare werden gedruckt, etwa 1.400 verkauft, der größte Teil in Turin.

Kurz nach seiner Rückkehr trifft Levi eine Freundin wieder, der er vor dem Rückzug in die Berge schon einmal begegnet war, eine Lehrerin, Lucia Morpugno. Die junge Frau ist noch schüchterner und zurückgezogener als er, aber sie schafft es, Primo aus seiner tiefen Hemmung zu befreien. Noch im Februar hatte er ein Gedicht über Vanda Maestro geschrieben, jetzt entsteht ein ganz ähnliches für Lucia. Doch er kann die Erinnerung an diese unerfüllte Liebe, die wegen Vandas Tod in Birkenau vermutlich mit Schuldgefühlen beladen ist, überwinden. Lucia ahnt vielleicht, was es heißt, Auschwitz überlebt zu haben. Sich Hilfe oder Unterstützung bei einem Arzt zu suchen, ist damals unüblich. Manche der Überlebenden sehen in ihrem Beruf einen Ausweg: Primos Jugendfreundin Luciana Nissim, die Medizinerin, mittlerweile in Mailand verheiratet, wird schließlich selbst Psychoanalytikerin. Auch sie versucht, ihre Erinnerungen durch die Niederschrift zu bannen, es wird ein Buch daraus, das 1946 in kleiner Auflage in Turin erscheint: *Memoiren aus dem Totenhaus* heißt es, und es ist das erste italienische Dokument über Auschwitz. Ob Lucia Primos Schwermut ernst nimmt? An manchen Tagen radelt er 32 Kilometer quer durch Turin, um „Lucciola“, „Glühwürmchen“, wenigstens einen Moment zu sehen. Sie sei ehrlich und großzügig, sagt er. Vor allem möge sie Kinder. Die beiden verloben sich; im September 1947 wird geheiratet. Seinem Biographen Tesio gegenüber betont Levi die immense Bedeutung, die Lucia für ihn hatte. Vielleicht ist der Wunsch nach Wiedergutmachung im Spiel, denn was der Schriftsteller nicht erwähnt, sind die schwierigen Umstände der Ehe. Die Flitterwochen sind kaum der Rede wert. Nach wenigen Tagen allein bei Lucias Zwillingschwester in der Via Giovanni Lanza in den Turiner Hügeln kehrt das Paar in die Wohnung am Corso Umberto 75 zurück. Hausherrin und Besitzerin der Wohnung ist Levis Mutter, mittlerweile seit fünf Jahren verwitwet, auch seine Schwester lebt dort. Es ist eng, die drei Frauen wetteifern um Primos Gunst. Anna Maria, deren enges Verhältnis zu ihrem Bruder einen Riss bekommt, ergreift die Flucht, siedelt erst nach Ivrea und dann nach Rom über. Später heiratet sie den amerikanischen

Drehbuchautor und Filmkritiker Julian Zimet, der während des Krieges an der Seite von John Cheever zu dem sagemumwobenen Trupp von Frank Capra gehört hatte und wegen der Kommunistenhatz in den USA nach Italien übergesiedelt war. Ein Umzug in eine andere Stadt? Undenkbar für Primo und Lucia, die so eng mit ihren Familien verbunden sind. Lucia bleibt nichts anderes übrig, als sich mit Levis Mutter Rina und ihrem Haushaltsregiment zu arrangieren. 1948 kommt die Tochter Lisa Lorenza zur Welt, erst neun Jahre später der Sohn Renzo, und als Lucia ihre Arbeit als Lehrerin wieder aufnimmt, kümmert sich Rina um die Enkel. Primos Freunde reagieren reserviert auf die junge Ehefrau; sie sei ihm intellektuell nicht gewachsen, heißt es, was vermutlich ungerecht ist. Lucia meidet andere Menschen eher, schon bald taucht Primo allein bei Verabredungen und Abendessen auf. Wenn Besuch nach Hause kommt, zieht sie sich zurück, überhaupt hat sie ein Auge auf den Terminplan ihres Mannes und überwacht seine Abwesenheiten.

Von seinem Erstling hatte sich Levi mehr erhofft. „Angesichts des geringen Verkaufserfolgs gab ich die Idee, vom Schreiben leben zu wollen, auf der Stelle auf. Es schien mir eine unerreichbare Utopie. Hals über Kopf begann ich als Chemiker zu arbeiten“, erzählt er später. Es gibt ein kurzes Intermezzo in einem privaten Labor, das er mit Alberto Salmoni, dem Ehemann von Bianca Guidetti Serra, betreibt. Salmoni ist ein enger Freund, über den er auch mit Tesio spricht. Er teilt die Auschwitzerfahrung mit ihm. Im Dezember 1947 lässt sich Primo Levi von der Firma SIVA anstellen. Der Inhaber Rico Accati weiß Levi rasch zu schätzen. Die beiden sind ein ideales Team, geschäftstüchtig der eine, erfinderisch der andere. Das Unternehmen spezialisiert sich auf die Produktion von Emaillierungen und Ummantelungen für elektrische Kupferkabel; Levi verbessert die Formeln für Farbmischungen und entwickelt neuartige Lacke. Nach Feierabend bastelt er manchmal bizarre Tierköpfe aus übrig gebliebenen Drähten, die er in seinem Büro und zu Hause an die Wand hängt. Mit einer Spinne, die auf einigen Fotos zu sehen ist, versucht er seine Arachnophobie zu bannen. SIVA zählt bald zu den Marktführern; der Absatz steigt. Auch weil Anwohner sich über die Gerüche beschwerten und die Firma mehr Platz braucht, trägt Accati das Turiner Fabrikgebäude Stein für Stein ab und lässt es in dem Industrievorort Settimo Torinese auf einem größeren Gelände wieder aufbauen. Settimo, früher für seine Lavendelfelder berühmt, beherbergt ein extra für die FIAT-Arbeiter gebautes Viertel und hat damals 12.000 Einwohner. Chemiefabriken und pharmazeutische Firmen haben hier ihren Sitz, die Luft riecht nach Schwefel, manchmal mischt sich auch Kaffeearoma darunter, das von der Lavazza-Niederlassung herüber weht. Turin boomt. Das Wirtschaftswunder kündigt sich an, alle Betriebe expandieren. Die Bevölkerung von Turin wächst um 42 Prozent, auch Settimo wird größer. Accati gründet eine Schwesterfirma. Die Angestelltenzahl verdoppelt sich auf 21; ein Verkaufsleiter wird eingestellt, Francesco Proto, ein gebürtiger Südtaliener aus Amalfi, überberstend vor Vitalität. Accati begegnet ihm mit den üblichen Vorurteilen der Norditaliener und vermutet eine Neigung zur Korruption, aber Proto beweist das Gegenteil und entpuppt sich als Glücksfall für die Firma, er wird zu Levis engstem Vertrauten. Der Chef, ein klassischer Firmenpatriarch, fährt schon bald Protos Familie mit seinem Luxusauto spazieren. Wer hart arbeitet, wird belohnt: Accati hilft beim Hauskauf, stellt weitere Familienmitglieder ein. Levi besucht mit ihm Kunden in Vercelli oder Casale; mittags wird Rast in Landgasthäusern eingelegt. Das Unternehmen produziert die in ganz Italien verwendete Farbe SIVALUX, auch für Automotoren und Kühlschränke sind die ummantelten Kabel vonnöten. Levi und Accati unternehmen erste Reisen nach Deutschland und beginnen, mit Bayer und BASF zusammenzuarbeiten. Wenn bei den Terminen Levis Ärmel hochrutscht und seine Tätowierung sichtbar wird, herrscht betretenes Schweigen. So erfolgreich die SIVA auch ist, sie bleibt ein Familienbetrieb. Ein friaulisches Ehepaar namens Fracas hat die Hausmeisterpflichten inne. Nachts überwacht der Mann die Farbproduktion und testet mit rohen Zwiebeln, ob die richtige Betriebstemperatur erreicht ist. Levi ist fasziniert vom Dialekt

der Fracas Dialekt, in den sich auch slowenische Wörter mischen; später tauchen die beiden in einer Erzählung auf. Es gibt eine Kantine, in der Signora Fracas täglich für die gesamte Belegschaft kocht: friaulische Nudelgerichte, je nach Saison Karnevalskrapfen oder Schokoladenkuchen, Wein. Die Chemiker beenden das Mahl mit Zigarren und einem Schluck Whiskey, auch ein kurzer Mittagsschlaf, Kartenspiele oder Zeitungslektüre gehören dazu. Im Winter gibt es Schneeballschlachten auf dem Hof der Fabrik, im Sommer radelt man eine Runde. Die Pause dauert zwei Stunden, um 14 Uhr ruft die Sirene zur Nachmittagsschicht. Levi, der mehr und mehr administrative Aufgaben zu erledigen hat und seltener im Labor steht, ist bei den Mitarbeitern sehr beliebt. 1953 befördert ihn Accati zum technischen Direktor, später steigt er zum Geschäftsführer auf.

Der Verlag De Silva wird 1949 verkauft, die Rechte von *Ist das ein Mensch?* gehen an den neuen Besitzer über, rund 600 Exemplare von Levis Erstauflage verschwinden in einem Lager in Florenz. Sie werden bei der Überschwemmung der Stadt im Jahr 1966 vollständig vernichtet. Der jüdische Dichter Umberto Saba aus Triest, selbst ein Einaudi-Autor, schreibt am 26. Oktober 1948 an seinen Verleger Giulio Einaudi und bittet um Levis Adresse: „Er wohnt in Turin, wo er als Chemiker arbeitet und hat ein großartiges Buch geschrieben, das ich gern von Dir veröffentlicht gesehen hätte. Aber, genau wie ich, kannst Du auch nicht alles haben.“ Saba wendet sich am 3. November 1948 direkt an den Verfasser: „Lieber Herr Primo Levi, ich weiß nicht, ob es Sie erfreut, von mir zu hören, dass Ihr Buch *Ist das ein Mensch?* sehr viel mehr ist, als ein schönes Buch. Es ist ein unabwendbares Buch. Jemand musste es schreiben: Und das Schicksal hat gewollt, dass dieser Jemand Sie sind.“ Mit dem Adjektiv „unabwendbar“ markiert Saba, dass es Levi gelungen ist, die Ermordung der Juden aus der Kontingenz der Kriegereignisse herauszulösen und das Singuläre unterstreichen: Der vollständige Verlust moralischer Maßstäbe war beispiellos. Im Unterschied zu den Einaudianern erkennt Saba den epochalen Wert des Zeugnisses.

1952 wendet sich auch Levi selbst erneut an Einaudi. Sein Fall wird in der berühmten wöchentlichen Mittwochssitzung verhandelt: „Boringhieri übermittelt“, heißt es im Protokoll vom 23. Juli, „dass Primo Levi, hervorragender Übersetzer wissenschaftlicher Bücher, wissen möchte, ob wir bereit wären, sein bei De Silva veröffentlichtes und fast vollständig vergriffenes Buch *Ist das ein Mensch?* wieder aufzulegen. Der Beirat der Lektoren wäre dafür, doch Einaudi merkt an, De Silva sei vor einiger Zeit von dem Verlag La Nuova Italia gekauft worden, und vom kommerziellen Standpunkt aus hätte eine Neuausgabe des schönen Buches von Primo Levi, das bereits von zwei Verlagen publiziert worden sei, wenig Aussicht auf Erfolg. Eine Entscheidung wird nicht getroffen.“ Levi bleibt hartnäckig. Zuerst verhindert jedoch ein Titel mit einer ähnlichen Stoßrichtung die Veröffentlichung: 1954 erscheint Robert Antelmes' Zeugnis seiner Deportation in das KZ Buchenwald-Gandersheim *Die menschliche Spezies* in dem Turiner Verlag. Antelme, mit Marguerite Duras verheiratet, ist mit dem Einaudi-Lektor Elio Vittorini eng befreundet und hat die bessere Lobby.

Im Sommer 1955 kommt es dann doch noch zu einem Vertrag. Der Verlag steckt in einer finanziellen Krise, und Levi erklärt sich einverstanden, einen Teil des Vorschusses von 40.000 Lire in Form von Aktien zu akzeptieren. Es dauert, und im Mai 1956 wird ein neuer Vertrag aufgesetzt, die Veröffentlichung verschiebt sich noch zwei Mal, und schließlich erscheint *Ist das ein Mensch?* im Sommer 1958 in einer erweiterten Fassung in einer Auflage von 2000 Exemplaren – und wird zum Erfolg. Um die beiden Levis in seinem Programm unterscheiden zu können, spricht der für seine ruppige Art bekannte Verleger Giulio Einaudi nur noch von „Levi-Christus“ und „Levi-Mensch“. Sonst hat er ein glänzendes Gespür für wichtige Stoffe und mögliche Erfolge - seinen zweiten Levi unterschätzt er. Binnen sechs Monaten ist das Buch vergriffen, einige der profiliertesten Kritiker, darunter Calvino, heben die erzählerische Kraft und den außergewöhnlichen Umgang mit dem Sujet hervor, und es

folgt Auflage um Auflage, bis heute. In mehrere Länder werden Lizenzen verkauft. 1959 erscheint eine englische Ausgabe, zwei Jahre später eine amerikanische. Auch in Paris kommt *Ist das ein Mensch?* 1961 heraus, allerdings in einer miserablen Übersetzung. In Deutschland erwirbt S. Fischer die Rechte. Levi ist alarmiert, schreibt 1959 einen harschen Brief und fordert eine kapitelweise Überstellung der Übersetzung zur Kontrolle, so besorgt ist er, es könne einen falschen Zungenschlag bekommen – gerade in Deutschland will er das unbedingt vermeiden. Die neue Bundesrepublik scheint ihm nicht gerade vertrauenserweckend. Eine Wiedergutmachungszahlung durch die IG-Farben, die der befreundete Turiner Rechtsanwalt Rudolf Loewenthal für ihn und Nardo De Benedetti nach sechs Jahren erstritten hatte, betrug 122, 70 DM. Auch wegen der spürbaren Verdrängung der Verbrechen ist Levi die deutsche Ausgabe wichtiger als jede andere. Als ihm der Übersetzer Heinz Riedt antwortet, ist er erleichtert, „ein untypischer Deutscher“ sei das, ein Nazi-Gegner, Sohn eines Diplomaten. Riedt war in Italien aufgewachsen, hatte in Padua studiert und Goldoni übersetzt. Sein Vater landete im Lager, und er selbst kämpfte im italienischen Widerstand in den Eugenaesischen Hügeln. Einer der über zwanzig Briefe, die Levi mit Riedt wechselte, wird als Vorwort abgedruckt. Pünktlich zur Buchmesse 1961 erscheint die deutsche Ausgabe: „Ein Buch für jedermann“ lautete der Werbespruch von Fischer. Es kommt im richtigen Moment. In Jerusalem hatte der Prozess gegen Adolf Eichmann begonnen, in Frankfurt laufen die Vorbereitungen für die Auschwitzprozesse, es war zu spektakulären Festnahmen ehemaliger KZ-Kommandanten gekommen. Die Resonanz auf *Ist das ein Mensch?* ist groß, über 20.000 Exemplare werden verkauft. Günter Grass ist „schmerzlich beeindruckt“, und zahlreiche Leser schreiben Levi. Darunter auch eine Dame mittleren Alters aus Wiesbaden, geschiedene Ehefrau eines IG-Farben-Chemikers. Hety Schmitt-Maas stammte aus einer oppositionellen Familie, hatte in ihrer Jugend die Mitgliedschaft beim BDM verweigert und war von der Schule geflogen. Ihr Vater war in Dachau interniert gewesen. Inzwischen arbeitet sie beim Kulturamt und ist umgetrieben von der Frage der deutschen Schuld. Mit Hety Schmitt-Maas, die ihm häufig achtseitige Briefe schickt, verbindet Levi bald eine enge Freundschaft. Sie nennt *Ist das ein Mensch?* eine Pflichtlektüre. Die beiden korrespondieren in einer Mischung aus Englisch, Französisch und etwas Deutsch.

Unterdessen ist Italo Calvino in den Einaudi Verlag eingetreten. Er wird Levis Lektor, und ihm schickt der Schriftsteller 1961 ein Konvolut von *Storie naturali*, die er teils bereits in Zeitungen veröffentlicht hat. Levi liefert mitnichten eine neue Naturgeschichte, sondern untersucht die Spielarten der menschlichen Natur. Der Titel verweist auf die *Historia naturalis* von Plinius. Am 22. November antwortet Calvino: „Lieber Levi, endlich habe ich Deine Erzählungen gelesen. Die Science-Fiction oder besser: Bio-Fiction-Erzählungen faszinieren mich immer wieder. Der phantastische Mechanismus, der bei Dir von einer wissenschaftlichen-genetischen Tatsache ausgeht, hat eine große intellektuelle und auch poetische Suggestivkraft, wie sie für mich die genetischen und morphologischen Abschweifungen eines Jean Rostand haben. Dein Humor und Deine Liebenswürdigkeit bewahren Dich vor dem Abgleiten auf ein triviales Niveau, eine Gefahr, in die gewöhnlich gerät, wer sich für intellektuelle Experimente dieser Art festgelegter literarischer Muster bedient. Einige Deiner Einfälle sind erstklassig, wie der vom Assyrologen, der das Bandwurmmosaik entziffert; und die Beschwörung des Ursprungs der Zentauren hat poetische Kraft, eine zwingende Plausibilität. (...) Freilich fehlt Dir noch die sichere Hand des Schriftstellers, der eine ausgebildete stilistische Persönlichkeit hat; wie Borges, der die disparatesten kulturellen Anregungen nutzt und jeden Einfall in etwas verwandelt, was ausschließlich seines ist, dieses einzigartige Klima, das wie eine Signatur ist, an der man die Werke jedes großen Schriftstellers wiedererkennt. (...) Kurz, das ist eine Richtung, in die ich Dich ermutigen möchte weiterzuarbeiten, vor allem aber einen Ort zu finden, wo Dinge dieser Art mit einer gewissen Kontinuität erscheinen können und den Dialog mit einem Publikum

begründen, das sie zu schätzen weiß.“ Die Würdigung ist ein zweiseitiges Schwert – denn dieser Ort ist erst einmal nicht Einaudi, Calvino empfiehlt eine Zeitschrift. Levi ist enttäuscht, nimmt sich noch einmal einen autobiographischen Stoff vor: die Heimreise von Auschwitz. Er schreibt abends, an Feiertagen und im Urlaub. Als die Erzählungen 1966 dann doch noch erscheinen, muss Levi sie auf Wunsch des Verlages unter einem Pseudonym veröffentlichen: Damiano Malabaila. Allzu irritierend sei es für sein Publikum, hinter dem Auschwitz-Zeugen einen Schriftsteller mit einer Vorliebe für satirische Science Fiction zu entdecken. Calvino spricht im Klappentext von *divertimenti*. Von heute aus betrachtet, erstaunt die prophetische Phantasie Levis. Es gibt zum Beispiel einen „Total-Rekorder“ und ein „Minibrain“, die im Grunde ein Vorläufer des Smartphones sind. Der geschäftstüchtige amerikanische Verkäufer geht am Ende an seinen Maschinen zugrunde. Ein technikbegeisterter Ehemann nimmt die Dienste eines „Mimetikers“ in Anspruch, um seine Frau zu verdoppeln.

1962 produziert der kanadische Rundfunk eine Hörspielfassung von *Ist das ein Mensch?* Ein Element ist ein Klangteppich aus mehreren Sprachen, der Levis Erfahrung sehr nahe kommt. Er ist tief beeindruckt und schlägt der italienischen RAI vor, etwas Ähnliches zu versuchen und wählt einzelne Episoden aus. Es kommt zu einer Produktion im Freien in einem kleinen Ort unweit von Turin. „Brozzolo war aus folgendem Grund gewählt worden: Es war eines von wenigen Dörfern im Piemont, wo die Bauern noch Holzpantinen benutzen, und hier wurde eine Menschenmenge gebraucht, die in Holzpantinen herumlief. (...) Für mich war das ein sehr eigenartiges Wiedererleben am eigenen Leib“, schildert er die Arbeit in einer Radiosendung. Das Hörspiel wird sehr gelobt, kurze Zeit später entstehen erste Bühnenfassungen. Im April 1963 erscheint *Die Atempause* und stößt auf überbordende Zustimmung, was auch seinem Erstling zu neuer Beachtung verhilft. Der große Erfolg ist für Levi eine Genugtuung. Endlich fühlt er sich als Schriftsteller. Es ist die Zeit, in der auch Leute wie Silori anreisen, um ihn fürs Fernsehen zu interviewen. Überhaupt findet er Gefallen an Geselligkeiten. Er besucht den Salon von Tina Rieser am Corso Francia, eine elegante Mathematikerin um die fünfzig aus dem Turiner Großbürgertum. Tina Rieser, überzeugte Kommunistin und ehemalige Widerstandskämpferin, ist selbst eine Figur der Literaturgeschichte: Als „Frau mit der rauen Stimme“ hatte Cesare Pavese sie in seinen Gedichten apostrophiert und komplett den Kopf für sie verloren. Weil man bei ihm zu Hause kompromittierende Briefe an sie fand, die er bereitwillig für sie versteckt hatte, hatte er sogar die Verbannung nach Kalabrien auf sich genommen. Tina heiratete allerdings einen polnischen Juden. Ihr Salon ist ein kultureller Umschlagplatz, und Levi weckt mit seiner leutseligen Art und dem jungenhaften Charme immer wieder bei mütterlichen Frauen Beschützerinstinkte. Er pflegt etliche freundschaftliche Beziehungen. Die verwitwete Zuehfrau seiner Firma SIVA Orsolina Ferrero schließt den leitenden Chemiker ins Herz, den sie „mio bambino“ nennt. Levi fährt sie zur Piazza Castello, damit sie die Weihnachtsbeleuchtung in der Innenstadt anschauen kann und produziert für sie eines Tages im Labor aus Karbondioxid künstlichen Schnee. Die SIVA ist mittlerweile um eine weitere Tochterfirma gewachsen und hat jetzt 170 Mitarbeiter. Levis Berichte über Kundengespräche mit großen Unternehmen wie Pirelli oder Zanussi gelten als vorbildlich: klar aufgebaut, präzise, knapp. Es sind Eigenschaften, die auch seine literarische Prosa kennzeichnen.

In den folgenden Jahren veröffentlicht Levi zwei Erzählungsbände, darunter die *Storie naturali* – den Bann, nur Verfasser eines einzigen Buches zu sein, hat er längst gebrochen. Er schreibt regelmäßig für die Turiner Tageszeitung *La Stampa*, nimmt an Konferenzen teil, hält Lesungen ab. Schriftstellerkollegen wie Mario Rigoni Stern, mit dem er Bergsteigen geht, werden zu engen Freunden. Levi ist jetzt eine öffentliche Figur; in der Firma behandelt man ihn mit Respekt, aber der Chemiker macht nicht viel Aufhebens von seinen literarischen Aktivitäten. Die neue Telefonistin der SIVA Carmen Franchi braucht ein geschlagenes Jahr,

bis sie begreift, wer ihr Geschäftsführer ist. „Ich saß jeden Tag neben ihm in der Kantine“, erzählt sie, „aber er ließ nie durchblicken, dass er *der* Primo Levi war.“ Als ein jugoslawischer Chemiker anreist und fragt, ob Levi der Verfasser eines berühmten Buches sei, wiegelt er ab: „Sie meinen Carlo Levi.“ „Ich bin zweigeteilt“, erklärt Levi selbst seine Doppelsexistenz. „Der eine Teil geht in die Fabrik: Dort bin ich Techniker, Chemiker. Der zweite Teil ist vom ersten komplett getrennt, es ist der, mit dem ich schreibe, Interviews gebe, von meinen vergangenen und gegenwärtigen Erfahrungen erzähle. Es sind zwei halbe Gehirne. Eine paranoide Spaltung.“ „Was interessiert Sie denn an der Chemie“; fragt ihn Ferdinando Canon 1986. „Mich interessiert der Kontakt mit der Materie“, gibt Levi zurück. „Ich will die Welt verstehen, die mich umgibt.“

Es gibt ein Familienfoto aus der Zeit, aufgenommen für eine Illustrierte. Primo Levi sitzt in seinem Arbeitszimmer, vor sich auf dem Tisch eine Schreibmaschine, hinter ihm vollgestopfte Bücherregale. Sein fünfjähriger Sohn späht dem Vater über die Schulter. Der Schriftsteller ist im Profil zu sehen, wie immer korrekt gekleidet mit Anzug, Krawatte und weißem Hemd. Er schaut zu Lucia, die halb über Renzo gebeugt ist und ihren Mann anlacht. Ihre ganze Körperhaltung drückt Zuwendung aus, so als wolle sie Mann und Sohn gleichzeitig umarmen. Sie trägt eine modische Kurzhaarfrisur und einen kurzärmeligen Pullover. Eine attraktive Frau. Am linken Bildrand auf Levis anderer Seite, die Augen ebenfalls auf den Vater gerichtet, steht Lisa, vierzehnjährig im Trägerrock, auch sie lacht und wirkt, als sei sie stolz auf das berühmte Familienoberhaupt. Obwohl er sitzt, ist Levi das Zentrum des Bildes. So fröhlich und beflissen Lucia auch wirkt, das Foto zeigt nur die eine Seite. Tatsächlich ist die Situation zu Hause oft angespannt. Seit Jahren regelt Lucia allein den Alltag und bewerkstelligt die Erziehung der Kinder, gleichermaßen unterstützt und überwacht von ihrer Schwiegermutter Rina. Primo Levi arbeitet außer Haus, geht auf Reisen und widmet seine freie Zeit der Literatur und seinen Freunden. Seine Bedürfnisse sind maßgeblich, seine Vergangenheit hält ihn weiter in Schach. Über Hety Schmitt-Maas knüpft er 1967 Kontakt zu einem Chemiker, mit dem er in Auschwitz zusammenarbeitete: Ferdinand Meyer, in *Die Atempause* unter dem Namen Lothar Müller porträtiert. Levi ist elektrisiert, als er hört, dass Meyer noch lebt. Es handelt sich um einen der wenigen Deutschen, der mit den KZ-Häftlingen anständig umging. Es kommt zu einem kurzen Briefwechsel; Meyer klingt selbstmitleidig und bittet indirekt um Absolution. Auf einer Dienstreise nach Deutschland mit Rico Accati für die SIVA arrangiert Levi zum ersten Mal ein Treffen mit der Brieffreundin und macht einen Abstecher nach Wiesbaden, wo Hety mit ihrer Mutter lebt. Der Besuch ist zunächst ein voller Erfolg. In bester italienischer Manier umgarnt Accati die Damen charmant, die hingerissen sind, die alte Mutter fühlt sich an den Filmschauspieler O.E. Hasse erinnert. Hety ist erstaunt, in Levi einen Mann mit „Strahlkraft“ zu entdecken, sie hatte ihn sich „gequälter“ vorgestellt. Mit ihrer Neigung zu Übergriffen, entscheidet Hety, Ferdinand Meyer anzurufen und reicht ihn kurzerhand an Levi weiter, der sich sträubt, dann aber doch mit ihm spricht. Meyer zu treffen, könne er sich nicht vorstellen, lässt er die Freundin später wissen. „Ich habe wirklich Angst“, schreibt er auf Deutsch. Meyer ruft Levi noch einmal in Turin an und bittet um einen Besuch, aber Levi sieht sich dazu außerstande. Die Frequenz der Briefe zwischen Turin und Wiesbaden nimmt weiter zu, es geht oft um private Belange, und Lucia fühlt sich ausgeschlossen. Am 8. November vertraut Levi der deutschen Freundin seine Eheprobleme an: „Lucias allgemeine Anspannung wird immer schlimmer. Intellektuellen gegenüber, vor allem, wenn es sich um Frauen handelt, ist sie äußerst misstrauisch. Für sie sind es grundsätzlich aufschneiderische, scheinheilige, selbststüchtige Menschen, und es kommt oft vor, dass sie meine Gespräche mit solchen Leuten mit komplett aus der Luft gegriffenen, haltlosen Meinungen unterbricht (derer sie sich dann später oft schämt) und mir in einer Art naiver Sabotage dickköpfig widerspricht.“ Und Levi hat zahlreiche Freundinnen, teils noch aus seiner Jugend, die großen Spaß an intellektuellen Auseinandersetzungen haben

und einen unabhängigen Kopf besitzen. Neben Tina Rieser gehört vor allem die Rechtsanwältin Bianca Guidetti Serra dazu, außerdem seine Cousine, die Juristin und Literaturwissenschaftlerin Ada della Torre, und neuere Bekanntschaften wie Franca Mussa Ivaldi. Franca ist bei einer Reise nach Israel dabei, und anschließend kursieren in Turin Gerüchte, als Familienvater solle Levi auf seine Reputation achten, rät ihm die jüdische Gemeinde bald. Lucia komme eigentlich niemandem nahe, klagt er Hety, höchstens ihrer Mutter, nicht einmal zu ihrer Zwillingschwester habe sie eine engere Beziehung. Aber auch für Lucia ist es schwer, denn das Verhältnis hat sich komplett umgedreht. Aus dem auf sie angewiesenen, von Auschwitz gebeutelten jungen Chemiker war ein erfolgreicher Unternehmer und Schriftsteller geworden. Sie fühlt sie sich von ihrem Mann im Stich gelassen. Er ist schlichtweg nicht da. Ihre Arbeit als Lehrerin an einer Abendschule ist zermürbend, außerdem gerät die pubertierende Tochter in die Wirren der Studentenbewegung, die in Turin besonders militant ist und sich auf die Fabriken ausdehnt. Als Geschäftsführer einer großen Firma gehört der Vater zur Gegenseite. Außerdem kommt es auf dem Gelände der SIVA zu mehreren schwerwiegenden Unfällen; eines Nachts droht ein Turm, der nach Plänen von Levi gebaut wurde, in die Luft zu fliegen und ganz Settimo zu verseuchen. Levi rast mit dem Auto nach Settimo, erkennt die Fehlerquelle und greift beherzt ein, aber der Druck ist enorm. Wieder vertraut sich Levi der Freundin in Wiesbaden an. Er sei von einer tiefen Müdigkeit ergriffen, Turin wirke grau und farblos, lässt er sie Ende der sechziger Jahre einmal wissen. Ein weißes Blatt Papier flöße ihm nichts als „körperliches Unwohlsein“ ein. „Aber diese Stimmung wird verfliegen, sie muss verfliegen“, schreibt er ihr. Am 25. Januar 1969 heißt es in einem Brief an Hety: „Leider sind derartige Episoden nicht neu für mich, sowohl vor als auch nach Auschwitz, und es ist nicht einfach, die Ursache zu erkennen.“ Später ist ihm seine Offenherzigkeit peinlich. Primo Levi litt schon vor dem Krieg unter depressiven Verstimmungen, die jetzt verstärkt zurückkehren. In der Familie ist eine Tendenz zur Depression vorhanden, mit der Levi sich aber nie näher befasst – den Selbstmord seines Großvaters Michele schiebt er auch Tesio gegenüber rasch beiseite. Dabei ist es beileibe nicht der einzige Suizid unter seinen Verwandten. In wenigen Interviews, nämlich mit De Rienzo 1979, mit Germaine Greer 1985, mit Ferdinando Camon 1986 und mit Tesio, erwähnt Levi Selbstmordgedanken und Phasen von Düsternis, spielt sie aber eher herab. Auf Auschwitz seien seine psychischen Abstürze nicht zurückzuführen, gibt er zu. Keinen Grund erkennen zu können, muss für den auf Ursache und Wirkung geeichten Wissenschaftler eine Anfechtung sein. Tatsächlich überwiegt in akuten Phasen die Scham.

Die Zustände treten in den folgenden Jahren immer wieder auf, halten länger an und werden heftiger. Im Sommer 1971 fühlt sich der Schriftsteller vier Monate lang wie ein Schiffbrüchiger, lässt er Hety wissen und will sie von einem geplanten Besuch in Turin abhalten. Resolut, wie sie ist, reist die Wiesbadenerin dennoch an und begegnet erstmals Lucia, der sie einen Kaschmirschal mitbringt. Sie habe sich eine Frau mit „Kontaktscheue“ vorgestellt, gibt sie zu, stattdessen sei Lucia „eine strahlende, selbstbewusste Person“. Verzerrte Wahrnehmung scheint es auch auf Levis Seite zu geben. Weil seine Schwermut bis in den Hochsommer anhält, greift er zu Medikamenten und nimmt Beruhigungsmittel. An seinen alten Freund, den Arzt Nardo De Benedetti schreibt er am 13. August: „Ich warte so sehr darauf, Dich endlich wiederzusehen. Deine weisen, ruhigen Worte tun mit gut; ich kann Dir Dinge sagen, die ich Lucia niemals anvertrauen könnte und auch keinem anderen Freund.“ Die Sommerfrische an der ligurischen Küste sei schlimmer als ein Konzentrationslager. „Ich erkenne mich selbst nicht wieder. Alles, was ich will, ist wieder der normale Primo Levi zu werden.“ Inmitten der vergnügten Badegäste fühle er sich tot, heißt es an Hety Schmitt-Maas, und er gibt zu, medizinische Hilfe zu brauchen. „Ich habe alle Lebenslust verloren; mich erfrischen weder Gespräche mit anderen Menschen, noch Lektüren, noch das Schreiben. In Gedanken bin ich immer bei der Arbeit in der Fabrik, wo es nicht

sonderlich gut läuft und die ich abgrundtief hasse; ich habe alle Hoffnung auf eine Zukunft als Schriftsteller verloren, also was für ein Leben erwartet mich noch?“

Dennoch, nach einigen weiteren Wochen verfliegt die Attacke. 1973 ändert Levi sein äußeres Erscheinungsbild. Er ist 53 Jahre alt und lässt sich einen Bart wachsen. Es sei ein Wettstreit mit seinem Sohn Renzo gewesen, der Che Guevara nacheifere, und am Ende habe aber er, Primo, aber gewonnen, erzählt er Freunden. Levi reist dienstlich mehrfach in die Sowjetunion, nach Togliattigrad, was ihn später zu seinem Roman *Der Ringschlüssel* inspirieren wird. Es kommt wiederholt zu dramatischen Zwischenfällen auf dem Gelände der SIVA, wo man mit Schutzmaßnahmen eher fahrlässig umgeht. 1975 ist er der Doppelbelastung endgültig überdrüssig und gibt seinen Direktorenposten ab. „Ich habe fast dreißig Jahre in einer Fabrik gearbeitet, und ich muss zugeben, dass das Dasein eines Chemikers nicht unvereinbar ist mit dem eines Schriftstellers: Tatsächlich verstärkt sich beides gegenseitig“, erläutert er Philip Roth. „Aber zum Leben in der Fabrik und insbesondere zum Betriebsmanagement gehören viele Dinge, die wenig mit Chemie zu tun haben: Einstellungen und Entlassungen; Streitereien mit dem Chef, mit Kunden und Lieferanten; Unfälle; selbst nachts oder während eines Abendessens bei Freunden ans Telefon gerufen zu werden; Umgang mit der Bürokratie und viele andere seelenzerstörende Aufgaben. All diese Dinge sind auf brutale Art unvereinbar mit dem Schreiben, das ein bestimmtes Maß an Gemütsruhe verlangt. Daher habe ich mich geradezu wiedergeboren gefühlt, als ich pensioniert wurde und mich zurückziehen und so von meiner Seele Nummer eins lösen konnte.“ Mit dem starren Berufsalltag ist es vorbei, zwei Jahre lang arbeitet Levi noch halbtags als Berater für seine Firma oder steht in Notfällen zur Verfügung. Eine neue Lebensphase beginnt. Zuerst ist er wie befreit und voller Energie, geht nachmittags in den American Club am Corso Trapani, wo er Schwimmunterricht nimmt. 1975 erscheint seine autobiographische Porträtgalerie *Das periodische System* in dem er auch von seinen Vorfahren, dem Widerstand im Aosta-Tal und seinem Beruf erzählt. Jedes der 21 Lebensereignisse ist einem Element im Periodensystem zugeordnet. Wieder handelt es sich um eine dichte Prosa von großer Intensität. In dem Abschnitt „Chrom“ huldigt er Lucia: „Nun geschah es, dass am nächsten Tag das Schicksal für mich ein ganz anderes, einzigartiges Geschenk bereithielt: Die Begegnung mit einer Frau, jung, aus Fleisch und Blut, warm, dass ich es durch unsere beiden Mäntel spürte, fröhlich mitten im feuchten Nebel der Alleen, geduldig, gescheit und selbstsicher, so ging sie mit mir durch die Straßen, an denen sich noch Trümmer türmten. (...) Innerhalb weniger Stunden fühlte ich mich wie neugeboren und erfüllt von neuer Kraft, gereinigt und genesen von langem Leiden, endlich bereit, freudig und kraftvoll ins Leben zu schreiten; und ebenfalls genesen war plötzlich die Welt um mich herum, und gebannt waren der Name und das Gesicht jener Frau, die mit mir in das Reich der Toten hinabgestiegen und nicht daraus zurückgekehrt war. Selbst das Schreiben wurde zu einem ganz anderen Abenteuer, es war nicht mehr der schmerzreiche Weg eines Genesenden, nicht mehr ein Betteln um Mitgefühl und freundliche Gesichter, sondern ein Bauen bei klarem Bewusstsein, ohne das Gefühl der Einsamkeit: gleich dem Wirken eines Chemikers, der wiegt und teilt, misst, anhand sicherer Proben urteilt und sich befließigt, eine Antwort auf das Warum zu geben.“ Eine Form der nachgetragenen Liebe; die Bemerkungen zu Tesio klingen fast wie ein Echo der Passage. Der Erfolg des *Periodischen Systems* ist überwältigend – Levi wird in allen Zeitungen gefeiert, mit mehreren Preisen ausgezeichnet, die Verkaufszahlen sind glänzend und erreichen allein in den ersten Monaten über 32.000. Dieses Buch konnte erst nach seiner Pensionierung entstehen, allzu eng lehnt es sich an seinen Alltag in der Fabrik an, trotz der Rückblenden in die Jugend. Tatsächlich meldet sich der ein oder andere zu Wort, der sich hinter den Figuren wiedererkennt, teils durchaus konsterniert. Das Kapitel „Eisen“ enthält ein eigentlich schmeichelhaftes Porträt seines Schulfreundes Sandro Delmastro, zupackender Bergsteiger, Chemiker, von den Faschisten hingerichteter

Partisan; trotzdem protestierten seine Enkel, weil Levi das Bäuerliche an ihm hervorgehoben habe. „Jeder von uns ist eigentlich drei verschiedene Personen“, reagiert der Schriftsteller und nimmt die Irritationen in Kauf, „eine Person, die wir tatsächlich sind, eine Person, die wir gern wären und eine dritte, die andere in uns sehen.“ Die Einwände der Familie scheinen ihm trivial: So funktioniere Fiktion nun einmal. Sein ästhetisches Vermögen hat sich auch durch seinen Beruf geschärft: „Meine Chemie, die eine ‚niedere‘, fast eine Küchenchemie war, hat mir in erster Linie ein großes Sortiment an Metaphern beschert. Ich finde mich reicher ausgerüstet als andere Schriftstellerkollegen, weil für mich Wörter wie ‚hell‘, ‚dunkel‘, ‚schwer‘, ‚leicht‘, ‚hellblau‘ eine breitere und konkretere Skala von Bedeutungen haben. Für mich ist hellblau nicht nur die Farbe des Himmels, mir stehen fünf oder sechs andere Blaus zur Verfügung. (...) Ich will sagen, dass ich Werkstoffe in der Hand hatte, die im Alltag ungebrauchlich sind, die ungewöhnliche Eigenschaften aufweisen, und sie haben mir dazu gedient, die Sprache im technischen Sinn zu erweitern. Ich verfüge somit über einen Bestand von Rohstoffen, ‚Bausteinen‘ zum Schreiben, der etwas umfangreicher ist als bei jemandem, der keine technische Ausbildung besitzt.“ Die Faszination von Levis *Periodischem System* liegt gerade in seiner Dichte und der ästhetischen Geschlossenheit. Neben Paolo Volponi ist Primo Levi einer der wenigen Wissenschaftler-Schriftsteller Italiens. Auf den ersten Blick vertritt er eine viel traditionellere Schreibweise als viele seiner Zeitgenossen. Man muss sich das literarische Umfeld vergegenwärtigen: Damals waren immer noch die experimentellen Romane des *gruppo 63* angesagt, einer neoavantgardistischen Gruppe, die sich die Erneuerung der Literatur und Kunst auf die Fahnen geschrieben hatte. Auch Calvino gehörte dazu. Theorie! Zersplitterte Erzählformen, Prosa-Apparaturen, Kartenspiele, die Romane generieren, Landkarten! Allerdings ist Levi mit dem Modell der Periodensystems und der Verschränkung chemischer Stoffe mit Stimmungen und Erfahrungen sehr viel innovativer. Dass die einzelnen Elemente wie „Gold“ oder „Chrom“ dann perfekt durchkomponierte Geschichten sind, hängt mit Levis Vorliebe für gutes Handwerk, „il lavoro ben fatto“, zusammen. Auch der Satzbau zählt für ihn dazu. Sein Gesamtwerk ist dennoch aufregend hybride, was man damals nicht sah. Dokumentarische Verfahren, fikionalisierte Autobiographie, Fiktion, Science Fiction, Lyrik, Levi hat alles ausprobiert.

Mitte der siebziger Jahre kühlte die Brieffreundschaft mit Hety ab. Levi ist irritiert, weil sie mit Albert Speer Kontakt aufnimmt und ihn in Heidelberg besucht und Hitlers Baumeister dann auch noch *Ist das ein Mensch?* aufdrängt. „Erklär mir: Was hat Dich dazu getrieben, mit Speer zu sprechen? Neugierde? Pflichtbewusstsein? Mission?“ 1976 verschlechtert sich der Gesundheitszustand von Rina Levi, die Familie muss eine Krankenschwester einstellen. Aber die Mutter ist zäh, sie erholt sich wieder. Politisch beginnt eine Phase, in der Italien von terroristischer Gewalt erschüttert wird. Turin ist besonders betroffen. Die Stimmung ist aufgeheizt, die Fronten unklar. Es gibt neofaschistische Anschläge, bei denen, was man damals nicht weiß, der Geheimdienst seine Finger im Spiel hat. Dann nehmen die Roten Brigaden Repräsentanten des Staates ins Visier, anschließend Journalisten. In Turin wird ein Prozess gegen die Roten Brigaden eröffnet, einer der Angeklagten ist Renato Curcio. Ein Polizist und ein Rechtsanwalt werden ermordet. Vor *La Stampa* explodiert eine Bombe. Im November 1977 wird der Leiter des Ressorts für Innenpolitik in seinem Hauseingang erschossen. Carlo Casalegno, Absolvent des D’Azeglio, Widerstandskämpfer, ein enger Freund Levis und sein Nachbar. Levi ist erschüttert. Gemeinsam mit Norberto Bobbio, Italo Calvino und anderen unterzeichnet er einen Aufruf gegen Gewalt, der in der Zeitung erscheint. Es kommt zu großen Demonstrationen, aber in den Fabriken schlagen sich viele Arbeiter auf die Seiten der Terroristen.

Im Jahr darauf veröffentlicht Levi seinen Roman über den piemontesischen Arbeiter Faussone *Der Ringschlüssel*. Das Buch war von seinen Aufenthalten in Togliattigrad inspiriert, wo er

fasziniert beobachtet hatte, welchen großen Respekt die italienischen Facharbeiter dort genossen. Niemand habe je über sie geschrieben, obwohl sie doch einen ungeheuren Schatz an technischem Wissen besäßen, erklärt Levi seinen Ausgangspunkt. Im *Ringschlüssel* geht um den Wert des Handwerklichen, im buchstäblichen Sinne: Das schöpferische Tun des Menschen mit der Hand. Faussone ist rund um den Globus unterwegs, um Masten, Brücken und Bohrtürme zu bauen. Auch auf ästhetischer Ebene betritt Levi wieder vollkommenes Neuland: Er verwendet die in den Fabriken entstandene piemontesische Fachsprache, einen Soziolekt mit ganz eigenen Begriffen und Metaphern, der eigentlich einen bäuerlichen Ursprung hat. Das Ergebnis ist faszinierend. Gewerkschafter werfen ihm allerdings Paternalismus vor, er beurteile einen Arbeiter aus der Perspektive des Chefs. Es brauchte wenig, um zwischen die ideologischen Fronten zu geraten. Im Juli erhält Levi für seinen Roman den wichtigsten italienischen Literaturpreis, den Premio Strega. Mittlerweile vollständig im Ruhestand, hat er mehr Zeit, aber ausgerechnet jetzt wird es zu Hause noch komplizierter, weil seine mittlerweile achtzigjährige Mutter auf Zuwendung pocht. Nach einem Beinbruch ist sie weniger mobil; zwei Mal am Tag muss er mit ihr spazieren gehen und in der Gelateria Testa ein Vanilleeis essen. Zwischen seiner Frau und seiner Mutter scheint seit Jahrzehnten eine Art Stillhalteabkommen zu bestehen. Hety Schmitt-Maas gegenüber betont er die Ähnlichkeiten beider Damen: Sie seien „sehr anständig, schüchtern und halsstarrig“. Um seinen Neigungen zur Schwermut etwas entgegen zu setzen und der angespannten Atmosphäre im Corso Umberto 75 zu entgehen, schreibt sich Levi sich für einen Deutschkurs am Goethe-Institut ein. Die Verhandlungen mit Bayer und der BASF hatte er zwar jahrelang immer auf Deutsch geführt, aber es haperte an der Grammatik und dem Verständnis der Syntax, fand er.

Sein Beruf als Chemiker holt ihn noch einmal ein: Levi erfährt, dass er möglicherweise wegen unbeabsichtigter Körperverletzung vor Gericht belangt werden wird. Die Schutzbestimmungen bei der SIVA waren mehr als fahrlässig, und eine ganze Reihe Arbeiter leidet an Spätfolgen. Als ehemaligen Geschäftsführer betreffen Levi zwei Fälle: Anfang der siebziger Jahre war ein Arbeiter mit einer Phenolvergiftung ins Krankenhaus gekommen, später ein weiterer Arbeiter wegen Xenol fast erblindet. Der leitende Staatsanwalt Raffaele Guariniello, ein Vorkämpfer des Arbeitsrechts und in Turin hochgeachtet, besucht gemeinsam mit einigen Inspektoren das SIVA-Gelände und ist entsetzt. „Ich war schockiert, als ich erfuhr, dass Primo Levi ausgerechnet bei der SIVA beschäftigt gewesen war. Er hatte unter unvorstellbaren Bedingungen in Auschwitz gearbeitet. Vielleicht war dies auch der Grund, weshalb er zu wenig auf die Sicherheitsbestimmungen und die – auf den ersten Blick sehr viel harmlosere – Gefährdung durch chemische Kontamination achtete. Auf merkwürdige Weise hat Auschwitz dazu geführt, dass Levi die Gefahren für Menschen in einer Chemiefabrik unterschätzte. Es tut mir leid, aber mein Eindruck war, dass es sich um einen sehr unprofessionellen Mann handelte.“ Levi ist zwar in Pension, aber dennoch in heller Aufregung. Ausgerechnet er, der in Auschwitz ohne jeden Schutz mit Beta-Naphtalinsäure arbeiten musste und sonst sehr skrupulös ist, ist in so eine Angelegenheit involviert. 1983 wird der Prozess zu Levis Erleichterung eingestellt.

Unterdessen hatte Primo Levi auf Vorschlag seines Verlages eine Anthologie mit Texten herausgegeben, die für ihn als Schriftsteller prägend waren: *Die Suche nach den Wurzeln* (1981). Bei der Recherche für diesen Band wird ihm klar, wie wenig ihm die zeitgenössische Literatur bedeutete. „Bis auf die Ausnahme von Joseph Conrad sind mit die Schriftsteller des 20. Jahrhunderts gleichgültig. Romane langweilen mich. Außer natürlich, wenn es um meine eigenen geht!“ gesteht er einem Radiojournalisten. Aber etliche Klassiker finden seine Gnade, von Hiob, Lucrez und Darwin bis zu Bragg und Swift. Wissenschaftliche Abhandlungen haben sich genauso auf seine Arbeit niedergeschlagen wie literarische Texte. Ein Band mit

Erzählungen erscheint, und 1982 kommt der Roman *Wann, wenn nicht jetzt?* heraus, die Geschichte einer jüdischen Widerstandsgruppe in Russland und Polen mit Anklängen an farbigere, osteuropäisch-jiddisch anmutende Erzählweisen. Dieses Mal schlägt Levi stilistisch und thematisch wieder andere Wege ein. Viele der Figuren sind frei erfunden. Nicht die gelehrte jüdische Welt steht im Vordergrund, sondern ein wilderes, draufgängerisches, aschkenasisches Milieu. Ihm sei ein „Western“ gelungen, konstatiert ein Kritiker. Die große Resonanz überwältigt den Schriftsteller – inzwischen zählt er zu den wichtigsten Namen in der italienischen Literatur. Einaudi bittet ihn um die Übertragung eines Klassikers für eine Reihe mit Übersetzungen von Schriftstellern: Er soll sich Franz Kafkas *Prozess* vornehmen. Ein Unterfangen, das ihm sehr an die Nieren geht. Für einen Schriftsteller wie ihn, der nach Klarheit strebt, ist die halluzinatorische Düsternis kaum auszuhalten. Außerdem schildert Kafka das, was Levi erlebt hat. „Es war eine nicht schwierige, aber sehr schmerzliche Arbeit“, sagt er der australischen Publizistin Germaine Greer 1985, die ihn für das *Times Literary Supplement* interviewt. „Ich wurde krank dabei. Ich beendete die Übersetzung in einem Zustand tiefer Depression, der sechs Monate anhielt. Es ist ein Buch, das krank macht. (...) Jedem von uns kann der Prozess gemacht, er kann verurteilt und hingerichtet werden, ohne zu wissen, weshalb. Es ist, als ob dieses die Epoche prophezeit hätte, in der die bloße Tatsache, ein Jude zu sein, ein Verbrechen sein sollte.“ Wieder taucht seine psychische Labilität in einem Interview auf. Diese Disposition steht in einem großen Kontrast zu dem Levi, den die Öffentlichkeit kennt: selbstironisch, sanft, witzig. Der Schriftsteller Ferdinando Camon, der zwischen 1982 und 1986 mehrfach zu Gesprächen für ein Buch anreist, bringt es auf den Punkt: „Ich habe den Eindruck, dass Sie von Natur aus jemand sind, der das Leben liebt, der es vorher geliebt hat und hinterher. Zwischen dem Vorher und dem Hinterher gab es ein schlimmes, umfassendes Trauma, aber das ist abgeschlossen“, sagt Camon zu Levi. Aber die Tiefausläufer dieser Erfahrungen reichen bis in die Gegenwart, offenkundig fühlt sich Levi ihnen am Corso Umberto manchmal schutzlos ausgeliefert.

Wieder in Briefen knüpft er eine Freundschaft mit einer Londoner Psychoanalytikerin an, der Jungianerin Ruth Hoffmann, die sich als Leserin an ihn gewandt hat. Das Interesse schmeichelt ihm, es kommt sofort zu einer gewissen Vertraulichkeit. „Sie mussten tatsächlich ziemlich viel Brandy trinken, bevor Sie sich ein Herz fassten und Ihre Hemmung überwandten, mir zu schreiben?“, antwortet er ihr im Dezember 1982. „Darf ich fragen, welche Hemmung? Sind Sie als Psychoanalytikerin berechtigt, gehemmt zu sein? Hängt es mit Ihren polnischen (und jüdischen, vermute ich) Wurzeln zusammen? Ich wäre sehr glücklich, Sie kennenzulernen, aber bedenken Sie bitte, dass mein gesprochenes Englisch doch etwas schlechter ist als mein geschriebenes.“ Erneut gelingt Nähe eher in Briefen, schützt ihn die räumliche Distanz. Im Jahr darauf vertraut Levi der Psychoanalytikerin an, wie dramatisch seine Lage ist: „Seit einigen Monaten geht es mir schlecht. Ich leide unter Depressionen, die mit dem großen Erfolg von *Wann, wenn nicht jetzt* einsetzten und sich durch die Krankheit meiner Mutter verschlimmerten. Meine Mutter ist 88 und lebt mit mir und meiner Frau zusammen. Seit sie krank ist, braucht sie bei allem Hilfe und ist ebenfalls stark depressiv. Ihre Depression verstärkt (oder multipliziert!) meine eigene, die wiederum verknüpft ist mit Schuldgefühlen gegenüber meiner Frau, die großartig ist, erfahren, effizient und aufmerksam, während ich nicht auf der Höhe bin, unnütz im Haushalt – außer zum Einkaufen. Im Moment sehe ich mich komplett außerstande zu schreiben (selbst dieser Brief kostet mich unendlich viel Kraft), und ich bin nicht in der Lage, die kleinste Entscheidung zu fällen.“ Dr. Hofmann sei schließlich Ärztin und werde ihm hoffentlich verzeihen. Als sich sein Zustand sich nach fünf Monaten nicht verbessert, greift Levi zum ersten Mal zu Antidepressiva. Der Arzt verschreibt ihm Tranylcypromin, was damals als Stimmungsaufheller benutzt wird. Wieder weicht er die Londoner Bekannte ein – das Medikament hilft, nach wenigen Tagen verfliegt seine innere Taubheit. Seine Übersetzung von Kafkas *Prozess* erscheint und wird sehr gelobt.

So geht es mehrfach auf und ab in den kommenden Jahren. Von außen betrachtet, ist Primo Levi auf dem Zenit seiner schriftstellerischen Existenz. Es hagelt Preise und Auszeichnungen, Gedichte, Erzählungen und ein Sammelband mit Feuilletons erscheinen, weitere Übersetzungen, dieses Mal aus dem Französischen, Claude Lévi-Strauss. Auch in den USA ist Primo Levi mittlerweile eine Bezugsgröße, 1984 kommt die amerikanische Ausgabe vom *Periodischen System* heraus, Saul Bellow ist hingerissen, was dazu führt, dass weitere Länder Lizenzen von Levis Werk erwerben. Eine USA-Reise gemeinsam mit Lucia im April 1985, auf der Levi wie ein Star gefeiert wird, hat eine gleichermaßen überwältigende wie zwiespältige Wirkung. Dass viele Journalisten zu Gesprächen mit ihm kommen und seine Bücher nicht kennen, schockiert ihn; er verbittet sich solche Termine. Die Begegnung mit Philip Roth entschädigt ihn. 1986 erscheint sein Essay *Die Untergegangenen und die Geretteten*. Es ist ein beklemmendes Buch, in dem er die Auschwitzerfahrung noch einmal unter verschiedenen Gesichtspunkten analysiert und den Begriff der „Grauzone“ prägt: jener Sphäre, in der Täter und Opfer Formen der Kollaboration eingehen. Man müsse sie erkunden, auch um zu begreifen, was sich heute in Industrieunternehmen abspiele. Wieder eine Erkenntnis, die erschreckend aktuell anmutet. Nach einer Reise nach London und Stockholm fällt Levi erneut in eine tiefe Depression. Rina Levi ist mittlerweile auf den Rollstuhl angewiesen und bedürftiger denn je – ihr Sohn muss sie füttern, wenn sie etwas braucht, schlägt sie mit dem Stock an die Wand seines Arbeitszimmers und scheucht ihn durch die Wohnung. Lucia, inzwischen ebenfalls in Pension, ist mit der Pflege ihrer eigenen, hochbetagten Mutter beschäftigt, die vollständig erblindet ist. Levi arbeitet an einem Roman mit dem Arbeitstitel *Die doppelte Bindung* – es geht um eine Liebesbeziehung zwischen einem ehemaligen Chemiker und einer verheirateten Frau. Der Roman besteht aus lauter Briefen. Aber zu Hause kann er sich nicht konzentrieren. Bei seinen wöchentlichen Besuchen im Einaudi Verlag fällt seinen Lektoren Agnese Incisa und Ernesto Ferrero auf, wie mitgenommen Levi ist. Er klagt über seine Mutter. Die pragmatische Agnese Incisa schlägt ihm vor, die alte Dame in einem Pflegeheim unterzubringen. Levi ist schockiert, für ihn wäre das unvorstellbar. „Entweder stirbst du oder deine Mutter“, stellt Incisa trocken fest. Ferrero bietet ihm ein Arbeitszimmer im Verlag an. Levi akzeptiert dankbar, benutzt den Raum aber nicht. Ohne Psychopharmaka kommt er nicht über die Runden, die Dosis wird erhöht. Die Medikamente haben Nebenwirkungen und blockieren die Blase. Der Urologe diagnostiziert eine leichte Prostatavergrößerung. Sein Arzt wechselt die Medikation und verschreibt ihm Trazodon. Levi ist besessen von der Furcht, an Krebs erkrankt zu sein, auch wenn nichts darauf hindeutet.

Als Giovanni Tesio ihn im Januar 1987 mehrfach aufsucht, weiß er, dass ihm eine Operation bevorsteht. Dafür muss er die Psychopharmaka absetzen. Es sind die Wochen, in denen Primo Levi der Historikerstreit in Deutschland zu schaffen macht; er wittert Revisionismus, ist entsetzt von den Einlassungen Ernst Noltes und Andreas Hillgrubers und nimmt Stellung in *La Stampa*. Die Systematik der Judenvernichtung sei unvergleichlich: Deutsche Chemiewerke stellten Gas her, deutsche Fabriken wurden mit den Haaren der Leichen beliefert, die Goldplomben landeten bei deutschen Banken. „All das ist spezifisch deutsch, und kein Deutscher sollte es vergessen, und ebenso wenig sollte er vergessen, dass in Nazideutschland und nur dort Kinder und Sterbenskranke in den Tod geschickt wurden, im Namen eines abstrakten und grausamen Radikalismus, der in modernen Zeit nicht seinesgleichen hat.“ Deutschland dürfe und könne sich von seiner Vergangenheit nicht reinwaschen. Levi geht es von Tag zu Tag schlechter, er ist labil und zerrüttet, Freunde und Verwandte sind besorgt. Er zieht sich immer mehr zurück, sagt Einladungen ab, meidet Veranstaltungen und verschiebt weitere Verabredungen mit Tesio auf April. Ruth Hofmann in London lässt er wissen, dies sei die schlimmste Zeit seit Auschwitz. Oder sogar schlimmer. Die bevorstehende

Prostataoperation ängstigt ihn, er fürchtet, die Narkose könne sein Erinnerungsvermögen beeinträchtigen. Wie soll er dann noch schreiben? Im März wird der Eingriff vorgenommen und verläuft normal. Der Befund ist beruhigend: von Tumor keine Spur. Levi kehrt nach Hause zurück. Vielleicht hat er schon längst eine Entscheidung getroffen. Giulio Einaudi sucht ihn auf, um ihm die Leitung des Einaudi Verlags anzutragen, der gerade den Besitzer gewechselt hatte. Levi fühlt sich geschmeichelt, schließlich hatte Einaudi sich mit der Veröffentlichung seines Erstlings so schwer getan. Zwei, drei Tage vergehen. Als seine Frau am Morgen des 11. April gegen halb zehn zum Einkaufen geht, ruft Levi den römischen Oberrabbiner Elio Toaff an. Es ist der Samstag vor Ostern, aber vor allem ist es Sabbat, eigentlich dürfte er ihn nicht stören. Levi hatte ihn nur ein Mal getroffen, vertraut ihm aber an, wie sehr ihn die Krankheit seiner Mutter mitnehme und dass sie ihn an die Totgeweihten in Auschwitz erinnere. Toaff versucht ihn zu beruhigen. Die Krankenschwester ist im hinteren Teil der Wohnung mit der Versorgung seiner Mutter beschäftigt. Um kurz nach zehn öffnet Levi die Etagentür, tritt auf den Flur, geht zum Treppenschacht und stürzt sich vom dritten Stock, wo er 67 Jahre und neun Monate zuvor geboren wurde, in die Tiefe. Die Hausmeisterin hört ein Geräusch. Kurze Zeit später kommt Lucia zurück. Nun habe er getan, womit er immer gedroht habe, sei ihr Ausruf gewesen, steht am nächsten Tag in einer Turiner Zeitung. Am 13. April wird Levi auf in der jüdischen Abteilung des Zentralfriedhofs am Corso Novara beerdigt. Ein Rabbi spricht das Kaddisch.